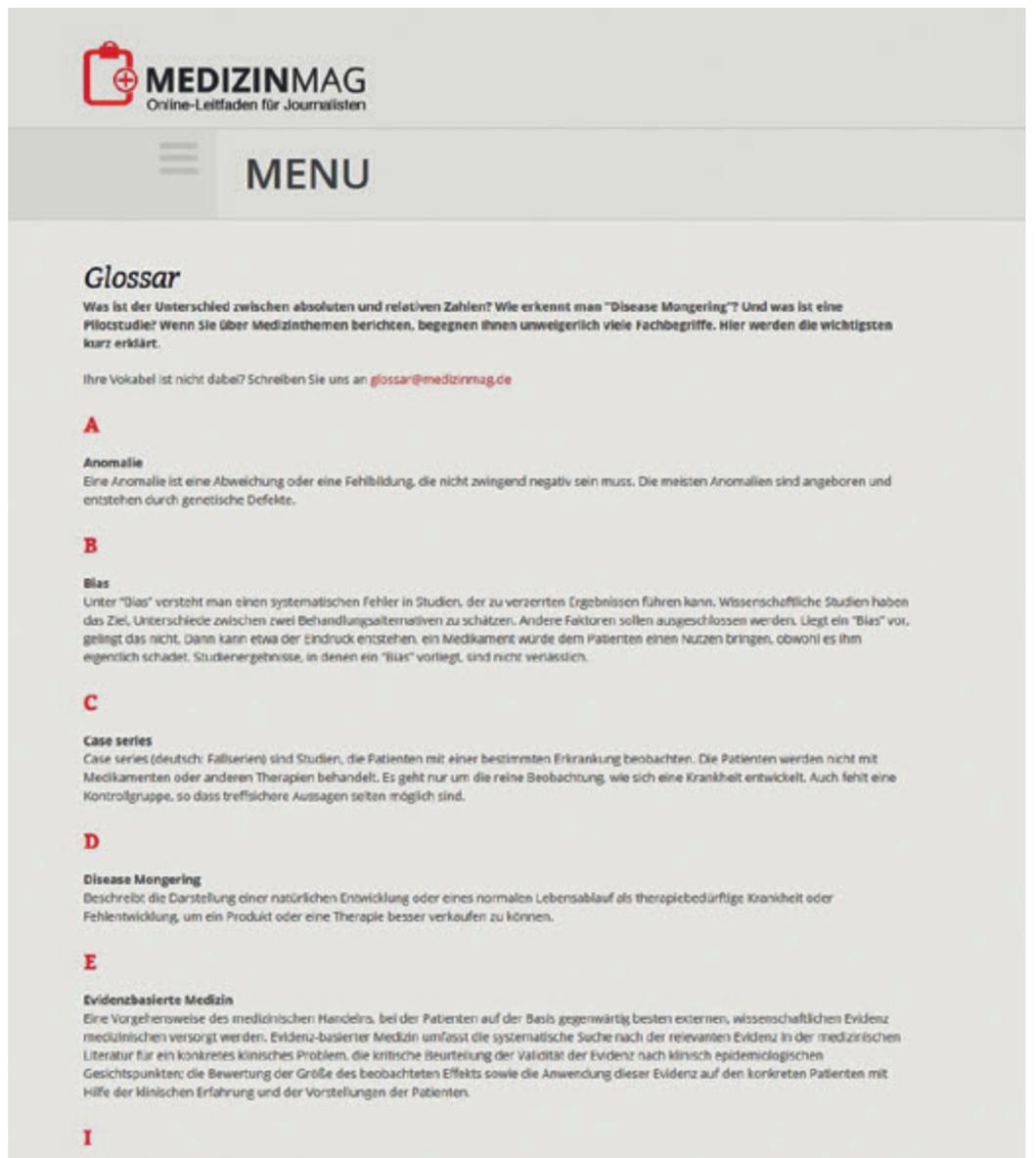


Best of
Wissenschaftsjournalismus
Förderprojekte der Robert Bosch Stiftung

Die Förderprojekte
Die Gewinner über ihre Arbeiten
Die Urteile der Jury



PROJEKTSKIZZE

Der Leitfaden zur sicheren Recherche im Medizinjournalismus

Eine Pressemitteilung mit neuen bahnbrechenden Ergebnissen für Arzneimittel- oder Therapieverfahren landet auf dem Schreibtisch des Redakteurs. Wie können vor allem Journalisten, die nicht täglich mit Medizinthemen zu tun haben, sicherstellen, dass es wichtig und richtig ist, die Meldung aufzugreifen? Was müssen sie beachten, um einen Artikel zu verfassen, der die Kriterien einer fundierten, kritischen Recherche und Einschätzung erfüllt? Dabei hilft jetzt das MedizinMag von der Journalistenvereinigung Netzwerk Recherche e. V.: Der Online-Leitfaden dient dazu, anhand von einzelnen Prüfkriterien wie Nutzen, Studien oder Experten die Aussagen von Pressemitteilungen schnell richtig und kritisch einordnen zu können. Der Leitfaden wird durch ein Glossar und weiterführende Links zu hilfreichen medizinischen Nachschlagewerken und Datenbanken sowie zu Tools, die die Recherche erleichtern, ergänzt. Videoelemente erläutern zusätzlich die einzelnen Inhalte und wichtigen Prüfkriterien informativ und verständlich. Der Leitfaden steht Journalisten kostenlos zur Verfügung und ist auch mobil auf Smartphones und Tablets einfach zu verwenden. Ein neuer Standard im Redaktionsalltag.

PROJEKTERANTWORTLICH

Nicola Kuhrt (Leitung); Kathrin Breer, Timo Brücken, Isabelle Buckow, Sebastian Schneider, Jan Strozyk.

PROJEKTSTATUS

2013 gestartet, denken die Macher 2016 darüber nach, das MedizinMag in ein „Kraftzentrum“ aus Wissenschaftspressekonferenz und dem Kölner Science Media Center zu integrieren.

Kein „Durchbruch“ bitte in der Überschrift, außer Forscher hätten wirklich das Allheilmittel gegen Krebs gefunden.

NICOLA KUHRT



VITA
NICOLA KUHRT, geboren am 24. November 1974 in Haan. 1994 bis 2002 Studium der Germanistik, Soziologie und Neuen Literaturgeschichte in Wuppertal. 2002 bis 2004 Volontariat bei der „Westdeutschen Zeitung“ in Wuppertal und Düsseldorf, anschließend Aufbau des dortigen Wissenschaftsressorts. 2004 bis 2012 freie Journalistin, u. a. für „Süddeutsche Zeitung“, FAS, „Kölner Stadt-Anzeiger“ und „Zeit“. Schwerpunkte: neue Arzneimittel und klinische Studien. 2008/2009 Peter Hans Hofschneider Preis für Wissenschafts- und Medizinjournalismus. Seit 2010 Gutachterin des Portals Medien-Doktor. 2010 Best Cancer Reporter Award der European School of Oncology. 2012 Mitgründerin des Blogs „Datenlese“ bei Spiegel Online. 2012 bis 2014 Wissenschaftsredakteurin bei Spiegel Online, davon zwei Jahre als stellv. Ressortleiterin. 2013 Wissenschaftsjournalistin des Jahres, 1. Platz („medium magazin“). Seit Oktober 2015 Chefredakteurin DAZ.online. 2015 Wissenschaftsjournalistin des Jahres, 2. Platz („medium magazin“).

Ist der Pharmabranche nicht zu trauen, Frau Kuhrt?

INTERVIEW DANIEL KASTNER

Das MedizinMag ist als Leitfaden gedacht für den Umgang mit Pressemitteilungen von Pharmaunternehmen – kann man das so sagen?

NICOLA KUHRT: Das wäre ein bisschen eng gefasst. Es geht nicht nur um Pressemitteilungen von Unternehmen, sondern generell um News aus dem Gesundheitssystem – also auch Berichte über neue Studien zu Medikamenten und Therapien oder Pressemitteilungen von Krankenhäusern. Ich kenne das noch aus meinem eigenen Volontariat in Wuppertal: Man bekommt eine Pressemitteilung über ein neues Medikament und soll daraus einen sinnvollen Text für die Panoramaseite der Lokalzeitung machen. Vor allem diesen Fall hatten wir vor Augen, als wir das MedizinMag entwickelt haben: Wir wollten Kollegen, die derartige Berichte nicht täglich machen, eine Hilfe anbieten. Dadurch möchten wir auch die Qualität medizinischer Berichterstattung in Deutschland verbessern.

Wie sieht diese Hilfe konkret aus?

Zu den Pressemitteilungen haben wir einen eigenen Punkt im Leitfaden. Da

interessante Pflichtangaben, ob die Forscher in einem Interessenkonflikt stehen.

Warum hatten Sie vor allem Kollegen aus Lokalredaktionen für Ihr Projekt im Sinn?

Größere überregionale Tageszeitungen haben meist eine Wissenschaftsredaktion und dort dann einen Medizinredakteur – oder zumindest jemanden, der mit dem Umgang mit solchen Themen vertrauter ist.

Welche typischen Fehler passieren Laien im Umgang mit solchen Pressemitteilungen?

Ein wichtiger Fehler ist sprachlicher Natur. Durch viele Formulierungen schürt man Ängste, Risikofaktoren werden dann schnell zur schlimmen Krankheit: Zeitweilige sexuelle Unlust wäre so ein Beispiel oder normale Phänomene des Alterwerdens wie Haarausfall oder die Menopause.

Und was ich niemals lesen möchte, und das sage ich jetzt auch immer meinen Kollegen bei DAZ.online: Kein „Durchbruch“ bitte in der Überschrift, außer Forscher hätten wirklich das Allheilmittel gegen Krebs gefunden.

Der Journalist sollte außerdem immer auf die Nebenwirkungen eines neuen

INTERVIEW

kraft. Man muss schon mit absoluten und nicht mit relativen Zahlen arbeiten.

Wie erkenne ich die Qualität einer Studie?

Fallserien, die nur Einzelfälle zusammenfassen, liefern Aussagen mit niedriger Beweiskraft. Daneben gibt es epidemiologische Studien oder den Goldstandard – sogenannte randomisierte kontrollierte Studien, bei der weder der Versuchsleiter noch die Studienteilnehmer wissen, wer innerhalb der klinischen Studie zu welcher Gruppe gehört.

Was ist eine epidemiologische Studie?

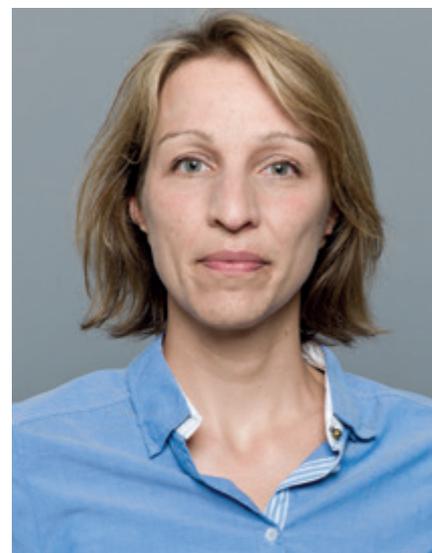
So eine Studie untersucht zum Beispiel systematisch, wie häufig eine bestimmte Krankheit bei bestimmten Bevölkerungsgruppen vorkommt. Zum Beispiel: Wie viele Männer über 30 sind dick? Wie viele Schülerinnen haben ADHS? So kann man Gruppen miteinander vergleichen, die sich in Bezug auf bestimmte Merkmale voneinander unterscheiden. Das sind Hinweise, aus denen man Hypothesen bilden kann, aber kein Beweis, dass ein Merkmal tatsächlich verantwortlich für eine bestimmte Krankheit ist. Wenn es um harte Fakten und die Zulassung etwa eines Krebsmedikaments geht, sollte man das immer bedenken. Deshalb führen wir das im MedizinMag auch als einzelnen Punkt auf, damit man nicht darauf hereinfällt.

Hatten Sie eine Art Erweckerlebnis, das zu Ihrem Projekt führte, damit nicht so viel unkritisch übernommen wird?

Als freie Journalistin habe ich mal zu zwei patentgeschützten Medikamenten recherchiert – Avastin von Roche und Lucentis von Novartis. Beide werden gegen die feuchte Makuladegeneration eingesetzt, eine heimtückische Form der Altersblindheit, bei der die Blutgefäße im Auge platzen. Irgendwann hat ein Arzt Avastin dagegen eingesetzt, eigentlich ein Krebsmedikament, das Tumore aushungern soll – und es hat auch bei der AMD funktioniert. Die Preise für die beiden Wirkstoffe unterschieden sich damals, 2007, drastisch: Eine Injektion von Lucentis kostete gut 1.500 Euro, eine Spritze Avastin nur 50. Nur war dieses Mittel nicht für die Behandlung der AMD zugelassen, also sollten alle Patienten in Deutschland das teurere, weil zugelassene Medikament erhalten – obwohl Experten davon gingen, dass Lucentis fast identisch war. Ein komplexes Gesundheitssystem wie das deutsche reagiert auf so etwas nicht angemessen und sehr langsam. Mein Stück dazu hieß „Schuss ins Auge“, erschien in der „Zeit“ und war sicher meine Initialzündung.

Und dann haben Sie den Medien-Doktor mitbegründet?

Nicht ganz. Die Idee lag damals in der Luft. Die Initiative zum Medien-Doktor ist ein Angebot von Journalisten für Journalisten und wurde am Lehrstuhl Wissenschaftsjournalismus der Technischen Universität Dortmund angesiedelt. Ich war 2011 eine der Ersten, die als Gutachterin für das Portal aktiv wurde. Uns waren einfach viele Dinge aufgefallen, die nicht richtig, nicht gut sind und die einfach verbessert werden müssen. Inzwischen bewerten beim Medien-Doktor 20 Gutachterinnen und Gutachter, was in deutschen Tageszeitungen und im



NICOLA KUHRT:
„Mit dem Leitfaden kann man sich zumindest die heiklen Punkte noch einmal anschauen.“

Fernsehen zu medizinischen Themen erscheint.

Aber setzt der Medien-Doktor zu viel voraus oder warum haben Sie das MedizinMag als Leitfaden angeschoben?

Wir haben die Entwicklung des MedizinMags unabhängig vom Medien-Doktor begonnen, den es ja schon gab. Aber weil die gut zueinander passten, haben wir sie auch verschränkt. Beim Medien-Doktor werden vor allem bereits erschienene Beiträge bewertet; hin und wieder bespricht er auch etwas speziellere Themen noch einmal fundierter. Das MedizinMag liefert

geht es um die Frage: Wie schreibe ich das denn jetzt? Wo muss ich genauer nachschauen? Welche Informationen sind unverzichtbar? Natürlich kann man auch Passagen aus der Pressemitteilung übernehmen, aber mit dem Leitfaden kann man sich zumindest die heiklen Punkte noch einmal anschauen. Und ein Glossar hat die Seite auch.

Was sind die heiklen Punkte?

Zum Beispiel die wissenschaftlichen Studien, auf die sich die Pressemitteilungen berufen. Die sollte man unbedingt genau anschauen. Ganz am Ende finden sich etwa

Medikaments oder Therapie eingehen. Die gibt es immer, und auch manche sogenannten leichteren können deutliche Auswirkungen auf das Leben eines einzelnen Menschen haben.

Und schließlich der Umgang mit den zitierten Studien: Da behaupten die Pressemitteilungen oft Kausalzusammenhänge, obwohl die Daten aus Studien nur Korrelationen belegen. Wenn man in der Pressemitteilung liest, dieses oder jenes Präparat verbessere die Krebstherapie oder die Lebenszeit um soundso viel Prozent, klingt das meist sehr überzeugend – hat aber allein keine Aussage-

JURYSTATEMENT SARAH MAJORCZYK



AUTORIN BEI „BILD“ UND VERANTWORTLICH FÜR THEMEN AUS MEDIZIN UND PFLEGE, ÜBER NICOLA KUHRTS MEDIZINMAG:

Wissenschaftsjournalismus ist vielfältig – und lange nicht jedes dieser ohnehin komplexen Themen wird von einem Journalisten bearbeitet, der sich in diesem Bereich auskennt. Wie auch, bei immer knappen Ressourcen in den Redaktionen? Umso wichtiger ist es, diejenigen, die eben keine Experten sein können, vor Fallstricken zu bewahren. Fallen bieten Pressestatements vor allem im Medizinbereich aber sehr gern, gerade dann, wenn sie sich auf Studien stützen. Hier setzt das von der Robert Bosch Stiftung geförderte Portal Medizin-

Mag an. Zum einen sensibilisiert es den Nutzer für genau solche Fallen, zum anderen bietet es Hilfe, die vorliegenden Sachverhalte besser zu interpretieren. Denn die ironische Steigerungsformel „Wahrheit, Lüge, Statistik“ hat durchaus Berechtigung. Das heißt nicht, dass man Studien und Statistiken generell nicht trauen darf, aber dass man im Zweifel wissen muss, wie man sie liest – oder wissen sollte, welcher Experte sie für einen liest, damit ein Absender sie nicht für seine Botenschaft passend interpretieren und instrumentalisieren

ren kann. Apropos Experten: Auch diesen sollte man nicht einfach blind vertrauen, sondern ihren Status prüfen. Denn auch Ärzte haben eigene Interessen und die sind genauso wenig immer gut wie die derjenigen, die eine Studie beauftragen. Auf diese beiden gefährlichen Fallstricke weist MedizinMag hin und zeigt gleichzeitig Wege, wie man nicht darüber stolpert. Das Portal findet klare, eindringliche und verständliche Worte und kann so dazu beitragen, die Wissenschaftsberichterstattung nachhaltig zu verbessern.

PROJEKTSKIZZE

Wissenschaft und Kunst liefern unterschiedliche Perspektiven und Erkenntnisse über Phänomene der Welt. Trotz teilweise ähnlicher methodischer Vorgehensweisen wie Beobachtung, Analyse und Interpretation erscheinen sie oft als vollständig getrennte Welten. Doch wie hängen Kunst und Wissenschaft zusammen? In drei Geschichten tauschen sich je ein Künstler und ein Wissenschaftler, die zu ähnlichen Themen arbeiten, über ihre Herangehensweise aus, um erstmals die erstaunlichen Schnittmengen zwischen zwei scheinbar weit entfernten Kulturen hervorzuheben. Es entstehen Fotoserien im Labor und Atelier, Videos und ein wissenschaftsjournalistischer Artikel in der FAZ, die Persönlichkeiten und Hintergründe beleuchten und einen neuen Blick auf die Wechselbeziehung von Kunst und Wissenschaft ermöglichen.

PROJEKTVERANTWORTLICH

Sibylle Anderl als Autorin, Initiatorin und Projektleiterin in Zusammenarbeit mit Joachim Müller-Jung, Ressortleiter Natur und Wissenschaft, FAZ, den Fotografen bzw. Videoredakteuren der FAZ Andreas Pein, Andreas Brand, Jens Gyarmati, Gabriel Poblete Young und Andreas Mueller sowie Martin Steinberger von der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

PROJEKTSTATUS

Bisher sind vier Folgen „WissensARTen“ in der FAZ erschienen. Wie es weitergeht und in welcher Form, ist noch unklar. Für den Spätsommer 2016 ist im Naturkundemuseum Koenig in Bonn eine Ausstellung mit Kunstwerken und dem Material der ersten vier „WissensARTen“-Themen geplant. Sie findet im Rahmen der Ausstellungsreihe WissenSchafftKunst der DFG statt.

SEITE N2 - MITTWOCH, 27. MAI 2015 - NR. 120

Natur und Wissenschaft

FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG

WissensARTen – wie Kunst und Wissenschaft die Welt erkunden



Paradise Creatives (I. Michel/M. Hoepfl 2008): Vorbilder in der Dinkelfarm, die wir suchen, um unbekannt schon sehr nah?

Fremdes Leben, fremdes Denken

In einer Welt, die sich so schnell verändert, wie wir sie in der Gesellschaft erleben, ist es nicht verwunderlich, dass wir uns nach neuen Perspektiven und ungewöhnlichen Ansätzen für die Lösung unserer Probleme umsehen. In der Wissenschaft ist dies die Suche nach neuen Erkenntnissen, in der Kunst die Suche nach neuen Ausdrucksformen. Die beiden Bereiche sind eng miteinander verbunden, denn beide zielen darauf ab, das Unbekannte zu entdecken und zu verstehen. In der Wissenschaft geschieht dies durch die Anwendung von Methoden und Theorien, in der Kunst durch die Verwendung von Symbolen und Metaphern. Die beiden Bereiche ergänzen sich gegenseitig und ermöglichen es uns, die Welt aus einer ganz neuen Perspektive zu sehen.

„Letztendlich geht es in meiner Arbeit ganz stark um die Hinterfragung von konventionellem Denken, und da spielt die Wissen-

Natur und Wissenschaft



3D-Modell der Marsoberfläche im Großformat mit der Zappette: Können der Mars Leben beherbergen haben? Foto: Barbara Stracke

Fremde Welten, fremdes Leben

In der Suche nach Leben auf anderen Planeten spielen die Wissenschaftler eine zentrale Rolle. Sie verwenden verschiedene Methoden, um die Bedingungen auf anderen Planeten zu untersuchen. Dazu gehören die Analyse von Spektren, die Messung von Temperatur und Luftdruck sowie die Suche nach Biomarkern. Die Wissenschaftler hoffen, dass sie durch diese Untersuchungen mehr über die Möglichkeiten des Lebens auf anderen Planeten erfahren werden. Dies ist ein wichtiges Ziel der Raumfahrt, da es uns helfen würde, die Grenzen des Lebens zu erweitern und zu verstehen, wie das Leben auf der Erde entstanden ist.

„Natürlich schreie ich ein, wenn wir von dem Leben ausgehen, das wir hier auf der Erde kennen. Es ist als erster Schritt meiner Ansicht nach das Richtige, erst nach dem zu suchen, was wir kennen.“

Es stellt sich die Frage, inwiefern man sich nicht einfach bloßes Wasser als ein für

erkenntnis, beschreibt Michel die Funktion von fremden Lebensformen. Die Durchsicht ungewöhnlicher Dokumente ist ein wichtiges Motiv in Michels Arbeiten, die beim Betrachter den Blick zu einem veränderten Blick auf die Welt zu öffnen versuchen. Die neue Perspektive und ungewöhnliche Ansätze sind es nicht die, sondern die, die nicht mehr so konventionell sind. „Ich suche nach einer Welt, die nicht mehr so konventionell ist, die nicht mehr so konventionell ist, die nicht mehr so konventionell ist.“

berührt mit technischen Zeichnungen, Experimenten und großen Beschreibungen, offensichtlich nachvollziehbar zurück gefolgt werden. „Der Engel der Geschichte“ ist ein zentraler Begriff in der Wissenschaft, der die Verbindung von Vergangenheit und Zukunft darstellt. In der Kunst ist dies die Suche nach neuen Ausdrucksformen, die die Verbindung von Vergangenheit und Zukunft darstellt.

Die Atmosphären von Planeten außerhalb unseres Sonnensystems zu treffen. Seit dem menschlichen Leben wurden zwei Tausende Exoplaneten entdeckt, die meisten davon sind aber Gasriesen in großer Nähe zum Stern, und nur sehr wenige scheinen potentiell habitabel. Die Suche nach Gesteinsplaneten in der habitablen Zone eines entsprechend nach weiter fortgeschritten, bevor der nächste Schritt in Angriff genommen werden kann und neue Weltraummissionen geplant werden können.

ist. Allerdings sind entsprechende Überlegungen astronomisch geboten, da bereits in Bezug auf die Entstehung von Leben, so wie wir es kennen, viele Fragen offen sind. „Natürlich schreie ich ein, wenn wir von dem Leben ausgehen, das wir hier auf der Erde kennen. Es ist als erster Schritt meiner Ansicht nach das Richtige, erst nach dem zu suchen, was wir kennen. Denn was wir nicht kennen, kann einfach so vielfältig sein, dass gar nicht wirklich klar ist, in welche Richtung man suchen sollte.“

Natur und Wissenschaft

Natur und Wissenschaft



WissensARTen – wie Kunst und Wissenschaft die Welt erkunden

Einmal Umgang mit anderen Menschen folgt strikten Regeln. Was kann die Kunst hierin anbieten und wie sehr ist sie hilfreich? Von Sibylle Anderl

Blicke austauschen

Blicke festhalten

Die Fotokünstlerin und die Historikerin, zwei Menschenleben begegnen sich

Die Fotokünstlerin und die Historikerin, zwei Menschenleben begegnen sich



WissensARTen – wie Kunst und Wissenschaft die Welt erkunden

Die tägliche Wetterlage

Die ewigen Wolkentypen

Die tägliche Wetterlage

Die ewigen Wolkentypen

Was haben Künstler und Wissenschaftler gemein, Frau Anderl?

INTERVIEW SENTA KRASSER

Leben Sie mit „WissensARTen“ Ihre künstlerische Ader aus?

SIBYLLE ANDERL: Mein Interesse an der Kunst ist sicher autobiografisch motiviert. Mein Vater ist Künstler, und ich selbst spielte mit dem Gedanken, Kunst zu studieren, bis ich mich dann für Astrophysik und Philosophie entschied. Was mich aber letztlich zum Projekt „WissensARTen“ führte, waren grundsätzliche Fragen, mit denen ich mich schon sehr lange beschäftige: Was ist Kunst? Was ist Wissenschaft? Was haben Künstler und Wissenschaftler gemein, was unterscheidet sie?

Der Blick auf das Projekt zeigt: offenbar gibt's mehr Gemeinsamkeiten als gedacht.

Ja, das war auch meine Grundintuition. Künstler und Wissenschaftler versuchen beide, die Welt zu verstehen, und Dinge, die sie in der Welt sehen, in einer bestimmten Form zum Ausdruck zu bringen. Bei beiden steht die Neugier im Vordergrund, das Verstehenwollen. Aber die Ausgangslage und die Herangehensweise sind grundverschieden.

Mit Wissenschaft wird Präzision, Objektivität verbunden. Kunst dagegen ist spontan und subjektiv. Künstler mit Wissenschaftlern in einen Dialog zu bringen, also Menschen aus jeweils fremden Welten, ist das nicht riskant?

Natürlich hätte es passieren können, dass meine Protagonisten nichts miteinander anzufangen wissen, verkrampft sind und überhaupt keine Gemeinsamkeiten finden. Oder dass sie völlig unterschiedlicher Meinung sind. Dem war aber absolut nicht so. Verbindungselement und Anknüpfungspunkt war jedes Mal das gemeinsame Interesse an einem Thema.

Die Künstlerin Jenny Michel zum Beispiel trifft auf die Astrophysikerin Barbara Stracke, um sich über extraterrestrisches Leben auszutauschen. Ein Thema, das Ihnen selbst ja auch sehr nahesteht ...

Ja, schon, ich brauchte in diesem Fall weniger Recherche als bei den anderen Themen Klangwelten oder Wolkentypen.

Aber Ausgangspunkt war immer die Kunst. Das heißt, ich habe in allen Fällen zunächst Künstler ausgewählt, in deren Werken ich Referenzen auf wissenschaftliche Denkmuster erkennen konnte. Von Jenny Michels Werkreihe „Paradise Creatures“, die sie zusammen mit Michael Hoepfel entwickelt hat, war ich tief beeindruckt. So kam ich auf das Thema Lebensformen. Erst danach beschloss ich, nach der passenden Wissenschaftlerin für sie zu suchen, in diesem Fall eben Barbara Stracke, die über die Voraussetzungen für Leben auf anderen Planeten forscht. Nach diesem Muster ging ich auch bei den anderen Paarungen vor.

Wie haben Sie Ihr Projekt geplant?

„WissensARTen“ bewegt sich auf drei Ebenen: Es geht erst einmal der übergeordneten Frage nach, was ist Kunst, was ist Wissenschaft. Dann widmet es sich einem konkreten Thema wie Lebensformen oder Wolkentypen. Auf der dritten Ebene geht es ums Persönliche: Was sind Künstler, was sind Wissenschaftler für Menschen? Welche Methoden wenden sie an? Mit welcher Perspektive gehen sie

ein Thema an? Wichtig war mir dabei, die unterschiedlichen Perspektiven gleichberechtigt gegenüberzustellen.

Dieser multiperspektivische Ansatz spiegelt sich in der multimedialen Form jeder „WissensARTen“-Folge wider – inklusive Video und Social-Media-Begleitung ...

... und demnächst auch eine Ausstellung in Bonn! Die Deutsche Forschungsgemeinschaft wird Material und Kunstwerke meines Projekts im Rahmen der Ausstellungsreihe WissenSchafftKunst zeigen.

Welchen Vorteil hat ein Video gegenüber einem gedruckten Text?

Wenn Sie sich die Kurzfilme anschauen, in denen die Künstler mit den Wissenschaftlern in einen Dialog treten, wird dieser Vorteil ganz offensichtlich: Ein gedrucktes Interview könnte niemals die Spontaneität eines Gesprächs, Blicke, plötzliches Anstrahlen oder ins Wortfallen so rüberbringen wie ein Video.

Es sind Zwiegespräche, mal auf einer Parkbank, mal im Museum. Warum haben Sie auf eine Moderation verzichtet?

Ich wollte keinerlei Vorgaben machen, damit das Aufeinandertreffen den Charakter eines Experiments behält. Die Protagonisten waren in der Themenwahl vollkommen frei und durften sich den Ort des Gesprächs auswählen. Diese Freiheiten haben sie zwar anfangs verunsichert, aber sie ließen sich dann gerne darauf ein.

In der Arte-Reihe „Durch die Nacht mit ...“ verbringen zwei Prominente aus Kunst und Kultur einen Abend miteinander, begleitet von zwei Kamerateams. Eine Inspirationsquelle für Sie?

Lustigerweise habe ich von dem Format erst durch die Robert Bosch Stiftung erfahren. Ich besitze keinen Fernseher. Mein Konzept habe ich unabhängig davon entwickelt. Aber gut, wenn es bei Arte funktioniert, warum dann nicht auch bei mir?

Hat auch etwas nicht so gut funktioniert?

Die technische Umsetzung war zu Beginn schon eine Herausforderung. Die betraf nicht zuletzt auch die FAZ, die mir ihre Multimediaredakteure und Fotografen beiseitstellte.

Wir sind von Folge zu Folge multimedialer geworden und haben viel gelernt. Die Abstimmung der verschiedenen Projektpartner untereinander war außerdem nicht immer ganz einfach. Und weil ich momentan in Frankreich arbeite, waren die Reisen nach Deutschland für mich aufwendig.

War es herausfordernd für Sie, Laien auf wissenschaftlicher Ebene mitzunehmen?

Die Anforderung war ganz klar: Die Wissenschaft muss korrekt und angemessen präsentiert werden. Um in die wissenschaftliche Tiefe gehen zu können, ohne Leser zu verprellen, war die Kunst als Alternativzugang sehr hilfreich.

Wie genau „hilfreich“?

Nehmen wir die Neurowissenschaften, auf den ersten Blick für Laien ein ziemlich abgehobenes wissenschaftliches Feld: Gehirnschans? Was machen die und wozu überhaupt? Ich selbst hatte anfangs keine Ahnung, mit welchen Fragen sich Neurowissenschaftler beschäftigen. Doch im Laufe des Projekts habe ich erfahren, es sind im Prinzip dieselben Fragen, die sich auch die Fotografin Herlinde Koelbl stellt: Wie funktioniert das Verstehen von Menschen untereinander? Wie interagieren sie? Was bewirken Blicke? Durch die Gegenüberstellung dieser so unterschiedlichen Perspektiven auf das Menschenverständnis haben sich ganz neue Zugänge zu wissenschaftlichen Fragen ergeben.

Wie haben Sie eigentlich die vielgefragte Herlinde Koelbl zum Mitmachen bewegt?

Eine gewisse Überzeugungsarbeit muss man schon leisten. Es hat mich jedenfalls sehr gefreut, dass Frau Koelbls anfängliche Skepsis sich zunehmend abbaute. Ich glaube, auch sie war am Ende begeistert, was herausgekommen ist.

Hilft der Name FAZ beim Überzeugen?

Es wäre naiv zu sagen, dass er nicht hilft. Trotzdem, bei so aufwendigen Multimedialeprojekten wie meinem ist von allen Beteiligten eine große Investitionsbereitschaft gefragt, die man weder finanziell noch durch den Namen FAZ unbedingt



SIBYLLE ANDERL:

„Um in die wissenschaftliche Tiefe gehen zu können, ohne Leser zu verprellen, war die Kunst als Alternativzugang sehr hilfreich.“

ausgleichen kann. Gott sei Dank haben alle wahnsinnig motiviert mitgemacht.

Wie kam die Zusammenarbeit zustande?

Ich schreibe für die FAZ seit 2010. Mein Kontakt zur Redaktion Natur und Wissenschaft ist eng. 2012 machten wir ein Pilotprojekt, allerdings noch nicht multimedial. Wir luden den Forscher Otto Pulz und den Künstler Friedrich Liechtenstein zum „Algen-Gipfel“ ein. Daraus erwuchs die Idee, mit solchen Begegnungen in Serie zu gehen.

Seit Frank Schirrmacher wird bei der FAZ die sogenannte Dritte Kultur besonders gepflegt. Kam Ihnen das zupass?

Genau deshalb war die FAZ für mein Projekt auch der ideale Medienpartner. Der Austausch von Wissenschaft und Kunst hat dort Tradition und ist mit der eigenen Onlinereihe Dritte Kultur etabliert. Damit kann die Zeitung den klassischen Leserkreis, der sich zwar fürs Feuilleton interessiert, aber mittwochs möglicherweise nicht bis zur Beilage „Natur und Wissenschaft“ durchdringt, auch für wissenschaftliche Themen begeistern. Und das hat ehrlich gesagt mit meinem interdisziplinär aufgestellten Projekt ziemlich gut funktioniert.

Woran machen Sie das fest?

Die Rückmeldungen von Leserseite waren durchweg positiv. Insbesondere waren darunter auch viele Reaktionen von Künstlern und Kunstinteressierten. Und auch wenn die letzte Folge „WissensARTen“ ein halbes Jahr zurückliegt, bleiben online die Zugriffe sowohl auf die FAZ-Seiten als auch auf die Projektseite wissensarten.net konstant hoch.

Gibt es eine fünfte Folge „WissensARTen“?

Davon gehe ich aus, aber nicht mehr in diesem Jahr. 2017 komme ich nach Deutschland zurück. Dann müssen die FAZ und ich überlegen, wie und ob wir die Reihe weiter stemmen. Multimedialeprojekte laufen ja schnell arbeitsmäßig aus dem Ruder. Dank der Robert Bosch Stiftung konnten wir uns ohne den Druck, „das ist zu teuer, können wir nicht machen“, ausprobieren. Jetzt wissen wir, was gut funktioniert und was wichtig ist für das Projekt, und können darauf aufbauen.

INTERVIEW

JURYSTATEMENT SEBASTIAN TURNER

INITIATOR DER FALLING-WALLS-KONFERENZ, VORSTAND DER EINSTEIN STIFTUNG BERLIN, HERAUSGEBER DES „TAGESSPIEGELS“ IN BERLIN, ÜBER SIBYLLE ANDERLS „WISSENSARTEN“:



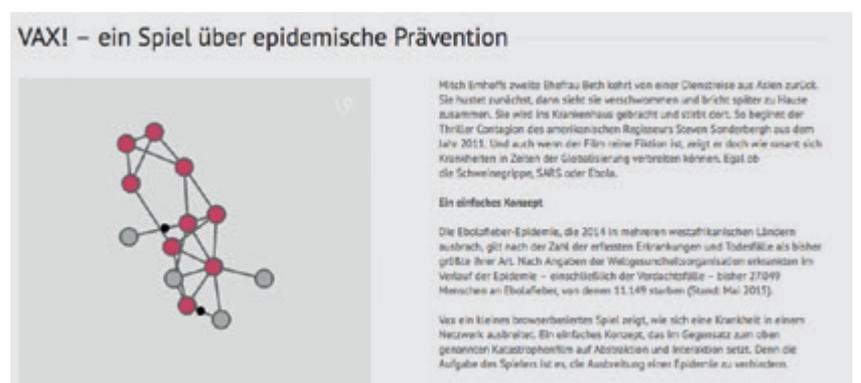
Wissenschaft und Kunst liefern unterschiedliche Blickwinkel auf die Welt. Trotz teilweise ähnlicher methodischer Vorgehensweisen wie Beobachtung, Analyse und Interpretation erscheinen sie oft als vollständig getrennte Welten. Das Projekt von Sibylle Anderl macht einen Vorschlag, wie ein modernes

Wissenschaftsfeuilleton aussehen könnte: anspruchsvoll und crossmedial. Wissenschaft wird hier einzigartig in Szene gesetzt. Sie zeigt, dass der Wissenschaftsjournalismus nicht bei einer Berichterstattung á la „Ein Professor hat festgestellt ...“ enden darf. Dieser Ansatz und der angesehene Medienpartner

können dazu anregen, dass auch andere Redaktionen unerwartete Paarungen von Wissenschaft und Kunst herbeiführen. Sibylle Anderl zeigt durch beeindruckende Wissenschaftler und Künstler, dass hinter Kunst und Wissenschaft gleichermaßen das menschliche Interesse nach Erkenntnis steht.

Spiele für die Schule Science Games

Förderprojekt Science Games
Verantwortlich Marcus Bösch
Start 2014
Website www.sciencegames.de



Es gibt sehr viel mehr Spiele, die für unsere Seite interessant sind, als wir das vorher geglaubt haben.

MARCUS BÖSCH

PROJEKTSKIZZE

Wissenschaftsjournalismus muss neben den klassischen Medien zunehmend auch andere digitale Wege finden, vor allem um mehr Menschen als die üblichen Verdächtigen, die sich eh schon für Wissenschaft interessieren, zu erreichen. Insbesondere Jugendliche informieren sich heute hauptsächlich über das Internet. Besonders viel Zeit verbringen Jugendliche dabei auch mit Online-Spielen. Unter Online-affinen Journalisten wird deshalb seit einiger Zeit diskutiert und getestet, inwiefern diese Zielgruppe mit Informationsspielen, sogenannten Science Games, erreicht und informiert werden kann.

Was Science Games genau sind und welche aktuellen Angebote es an digitalen Spielen mit Wissenschaftsbezug derzeit gibt, können Journalisten, Lehrer, Eltern, Schüler und Wissenschaftler jetzt über das kostenlose Onlineportal herausfinden. Für sie besteht die Möglichkeit, über die themen- und genreübergreifenden Science Games, Wissenschaftsthemen zu platzieren und junge Menschen spielerisch an wissenschaftliche Themen heranzuführen.

Das Portal soll Vorbehalten gegenüber der Nutzung von Spielen im Bildungsbereich entgegenwirken. Die Bewertung der Spiele erfolgt dabei vorab von erfahrenen Wissenschafts- und Spielejournalisten.

PROJEKTVERANTWORTLICH

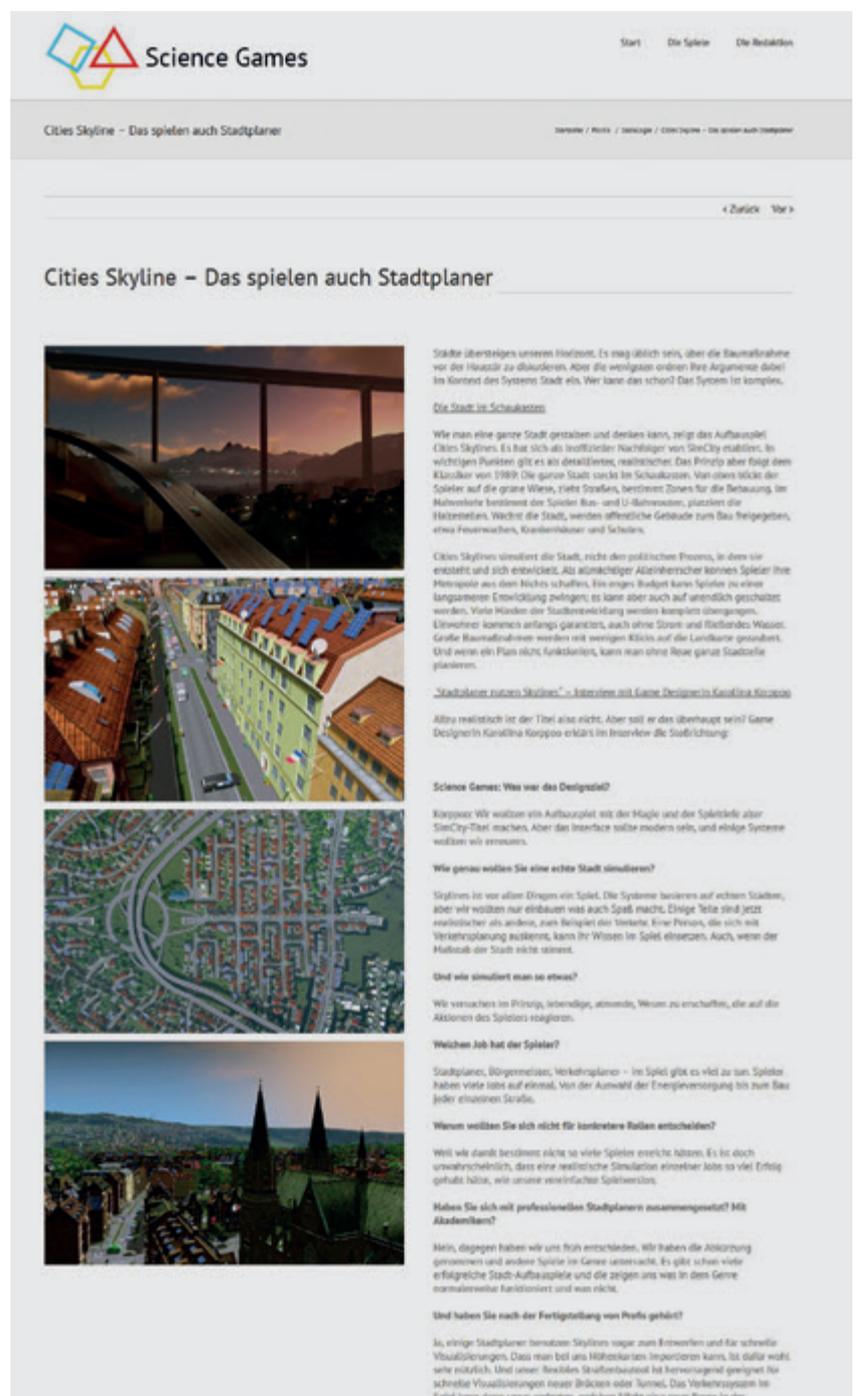
Marcus Bösch, The Good Evil
Dennis Fink, Mediomix.

PROJEKTSTATUS

Science Games ist seit 1. September 2015 online, bislang wurden 22 Spiele auf der Seite besprochen. Derzeit suchen die Macher weitere Förderer, um die Seite langfristig zu etablieren.

MARCUS BÖSCH, geboren 1976 in Frankfurt am Main. 1996 bis 2003 Studium der Politikwissenschaft, Geschichte und Historisch-kulturwissenschaftlicher Informationsverarbeitung in Köln und Cambridge. 2005 bis 2007 trimediales Volontariat bei der Deutschen Welle in Bonn, Berlin und Brüssel. 2008 bis 2010 Redaktion und Moderation der wöchentlichen Sendung „Blogschau“ bei der Deutschen Welle. 2010 bis 2012 berufsbegleitendes M.A.-Studium Game Development and Research am Cologne Game Lab. 2013 Gründung und Geschäftsführung des Game-Studios The Good Evil GmbH.

VITA



Ihre Mitarbeiter testen den ganzen Tag Computerspiele, Herr Bösch?

INTERVIEW MATTHIAS THIELE

Herr Bösch, wenn ich Science Games höre, denke ich an einen Commodore C 64, an Summer und Winter Games und die Skisprungsschanze, bei der man am Schluss immer auf der Pixel-Nase landete. Was genau ist Science Games?

MARCUS BÖSCH: Oh, das klingt interessant. Zwischen Summer und Winter Games könnte man ein Science Game einschleichen. Science Games sind Computerspiele, die im Kontext Wissenschaft eingesetzt werden. Mit sciencegames.de bieten wir eine redaktionell betreute Plattform, die Games im Kontext der Wissenschaft ausprobiert, ihren Nutzen für die Forschung untersucht und verständlich macht, was Spiele hier leisten können.

Zum Beispiel?

Biochemiker nutzen den Spieltrieb von Freiwilligen, um Modelle von Proteinen zu optimieren. Die Zusammensetzung der Eiweiße ist häufig bekannt, ihre konkrete Gestalt im Raum jedoch nicht. In „Foldit“ müssen die Spieler versuchen, ein möglichst gut gefaltetes Protein zu kreieren, also

Spiele für uns, insgesamt im Schnitt zwei pro Monat. Ansonsten arbeiten sie als Journalisten für andere Medien. Derzeit sind wir zu neun, allesamt Autoren mit einem wissenschaftlichen oder Spiele-Hintergrund.

Wie arbeiten Sie konkret? Gibt es Redaktionskonferenzen, gemeinsame Treffen?

Nein, unsere Strukturen sind sehr schlank. Wir sind ein loser Verbund, eine dezentrale Redaktion mit einem gut gepflegten Google Doc. Ich verschicke ab und zu Infomails, damit alle auf dem gleichen Stand sind, ansonsten arbeiten alle Autoren recht autonom. Wir haben eine gemeinsame Liste in der Cloud, auf der Ideen vorgeschlagen und mit Namen besetzt werden; hier muss ich manchmal koordinierend eingreifen, aber vieles läuft fast wie von selbst. Wenn es etwas in großer Runde zu besprechen gibt, mailen wir uns. In die eigentliche Textarbeit ist der Autorenpool dann nicht mehr eingebunden, die Artikel entstehen normalerweise ganz klassisch in Absprache zwischen dem jeweiligen Autor und mir

INTERVIEW

den Zustand des Eiweißes, in dem es sich im Energieminimum befindet und in dem es in der Natur vorkommt. Die Macher von Foldit nutzen die menschliche Intuition, um bestehende Proteinfaltungssoftware zu verbessern, und sparen dabei enorm viel Rechenleistung. Denn die Gamer sind insgesamt besser als die derzeitigen Computermodelle. Das Spiel Foldit nutzt die Neugier und den Ehrgeiz der Crowd, kurzum: unseren Spieltrieb. Unser Informationsportal stellt Beispiele wie dieses vor und bildet ab, welche Spiele es auf dem Markt der Science Games gibt. Wir betrachten aber auch scheinbar wissenschaftsfreie Spiele unter der Lupe der Wissenschaft.

Das heißt, Ihre Mitarbeiter testen den ganzen Tag Computerspiele?

So groß ist der Markt dann auch wieder nicht: Unsere Autoren testen ab und an

als Chefredakteur. Ich bin ja selbst von Hause aus Journalist, habe bei der Deutschen Welle volontiert und in der Onlineredaktion gearbeitet – insofern unterscheiden sich die redaktionellen Abläufe kaum von denen in klassischen Medienhäusern.

An welches Publikum richtet sich das Portal?

Wir haben eine breite Zielgruppe vor Augen, allerdings eine, die sich für Computerspiele oder Wissenschaft interessiert. Das können Forscher sein oder Vermittler, also Lehrer und Universitätsmitarbeiter. Aber natürlich ist die Seite auch für Gamer gedacht, die Spiele entwickeln oder einfach nur gerne spielen. Insofern möchten wir auch eine Brücke bauen zwischen Wissenschaft und Game-Community, Austausch ermöglichen.

JURYSTATEMENT ANNETTE LESSMÖLLMANN

LEITERIN DER ABT. WISSENSCHAFTSKOMMUNIKATION UND LEITERIN DES STUDIENGANGS WISSENSCHAFT – MEDIEN – KOMMUNIKATION AM KARLSRUHER INSTITUT FÜR TECHNOLOGIE KIT, ÜBER MARCUS BÖSCHS SCIENCE GAMES:



Wissenschaft spielerisch zu erfahren ist ein sehr guter Zugang, eine Art Einstiegsdroge in die Forschung. Computerspiele können eine Menge Wissenschaft enthalten: Spiele, in denen der Weltraum durchquert oder ein Land politisch durch unsichere Zeiten gesteuert werden muss, verlangen dem Nutzer die Anwendung von natur- oder sozialwissenschaftlichem Wissen oder

einfach Basiskompetenzen wie logisches Denken ab. Wer spielerisch eine Epidemie in den Griff zu bekommen versucht, lernt eine Menge über Impfungen und Herdenimmunität. Und hat dabei gleichzeitig eine Menge Spaß. Auf der Plattform www.sciencegames.de bewerten Journalistinnen und Journalisten Spiele, die mit Wissenschaft zu tun haben, und bieten damit Ori-

entierung für diese Nische auf dem riesigen Spielmarkt. Gleichzeitig lesen sich ihre Spielrezensionen wie kurze wissenschaftsjournalistische Erläuterungen. Es ist gut, mit dieser Plattform das „evidenzbasierte Gaming“ journalistisch aufbereitet zu haben – und es dadurch bekannt zu machen. Außerdem liest sich's gut. Ich freue mich schon auf den nächsten Spieleabend.

Mit Erfolg?

Ich kann nur beurteilen, was ich an Mails, Kommentaren und Anfragen als Resonanz erhalte: Die Leute aus der Lehre finden unser Angebot super, ob und inwieweit jetzt auch schon Kontakte zu Gamern entstanden sind, kann ich nicht sagen. Wir hoffen jedenfalls, dass durch unsere Kooperationspartner, die Deutsche Welle, „Wissenschaft im Dialog“ und die Förderung durch die Robert Bosch Stiftung der Begriff Science Games bekannter wird und sich auch die Gamer stärker für die Wissensvermittlung durch Spiele interessieren und umgekehrt auch Wissenschaftler in ihrer Forschung auf die fantastischen Möglichkeiten zurückgreifen, die moderne Computerspiele bieten. Ich habe manchmal den Eindruck, diese frohe Kunde ist noch nicht überall angekommen.

Wie sind Sie auf die Idee des Portals gekommen?

Ich bin Geschäftsführer eines kleinen unabhängigen Game-Studios, entwickle Spiele also auch selbst. Das Phänomen der Science Games fasziniert mich schon länger und ich hatte auch bei meiner journalistischen Arbeit für die Deutsche Welle immer wieder damit zu tun. Deshalb bin ich zunächst an die Robert Bosch Stiftung herangetreten, um die Entwicklung eines solchen Spiels fördern zu lassen. Die Verantwortlichen dort fanden unsere Idee zwar grundsätzlich interessant, haben uns jedoch vorgeschlagen, eine Seite zu entwickeln, auf der solche Spiele vorgestellt werden – denn so

etwas gibt es auf dem deutschen Markt bislang noch nicht.

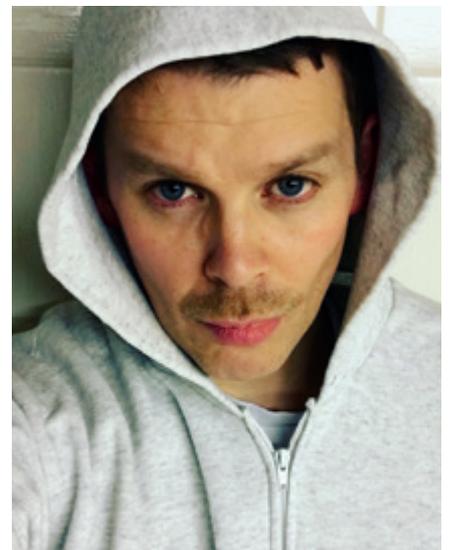
Und worauf achten Sie, wenn Sie ein Spiel vorstellen?

Alle Texte müssen grundsätzlich verständlich sein, da unser Ansatz ein breiter ist und wir auch Leute erreichen und informieren möchten, die nicht spielen. Und wir suchen gleichzeitig einen Ansatz, das Fachpublikum zu interessieren, Wissenschaftlern Ideen zu liefern. Zum Beispiel, wenn wir Cities Skylines vorstellen, das als Nachfolgespiel der berühmten SimCity-Reihe gilt. Wir haben die Spiele-Designerin interviewt und herausgearbeitet, dass das Spiel für zahlreiche Stadtplaner sinnvoll ist und in der Forschungsarbeit eingesetzt werden kann. Was in den 70er-Jahren in Bürgerbeteiligungsverfahren bürokratisch ermittelt wurde, kann man heute doch mit solchen städtebaulichen Simulationen viel anschaulicher bewerkstelligen. Warum lässt man die Menschen nicht einfach am Computer die Stadt bauen, die ihnen gefällt, und übernimmt Ideen in konkrete Stadtplanungen? Uns fällt jedenfalls in der täglichen Arbeit auf, dass es sehr viel mehr Spiele gibt, die für unsere Seite interessant sind, als wir das vorher geglaubt haben.

Und welche Fehler gilt es zu vermeiden?

Die größte Falle ist sicher die Sprache: Sowohl in der Wissenschaft als auch unter Gamern wird eine eigene Fachsprache genutzt mit vielen Abkürzungen und Begriffen, die zum Teil etwas sehr Unterschiedliches meinen. Wir müssen immer wieder aufpassen, nicht zu akademisch zu schreiben. Eigentlich haben wir den Anspruch, den jede gute Zeitung haben sollte.

Inwieweit hat die Robert Bosch Stiftung Sie bei der Entwicklung unterstützt?



MARCUS BÖSCH: „Wir sind ein loser Verbund, eine dezentrale Redaktion mit einem gut gepflegten Google Doc.“

Unser Ansprechpartner, Herr Klügel, hat sich mit uns immer wieder per Mail abgestimmt und uns geholfen, den Förderantrag so zu stellen, dass es für beide Seiten funktioniert. Wir haben gemeinsam einen Rahmen gesetzt, wie viele Spiele wir innerhalb des Förderzeitraums vorstellen, uns verpflichtet, redaktionell unabhängig zu arbeiten und dass unsere Autoren bereits eine gewisse Relevanz und genügend Know-how in Bezug auf Computerspiele und Wissenschaft besitzen müssen. Wir haben unsere Ziele formuliert, aber in der konkreten Umsetzung bekommen wir viel Freiraum. Insgesamt ist es eine sehr angenehme Zusammenarbeit.

Wie lange läuft die Förderung noch?

Bis 2017. Das Projekt mündet in einen Reader, also einer Broschüre auf Papier, die auf Konferenzen, bei Messen und Tagungen verteilt werden kann.

Wie soll es dann weitergehen?

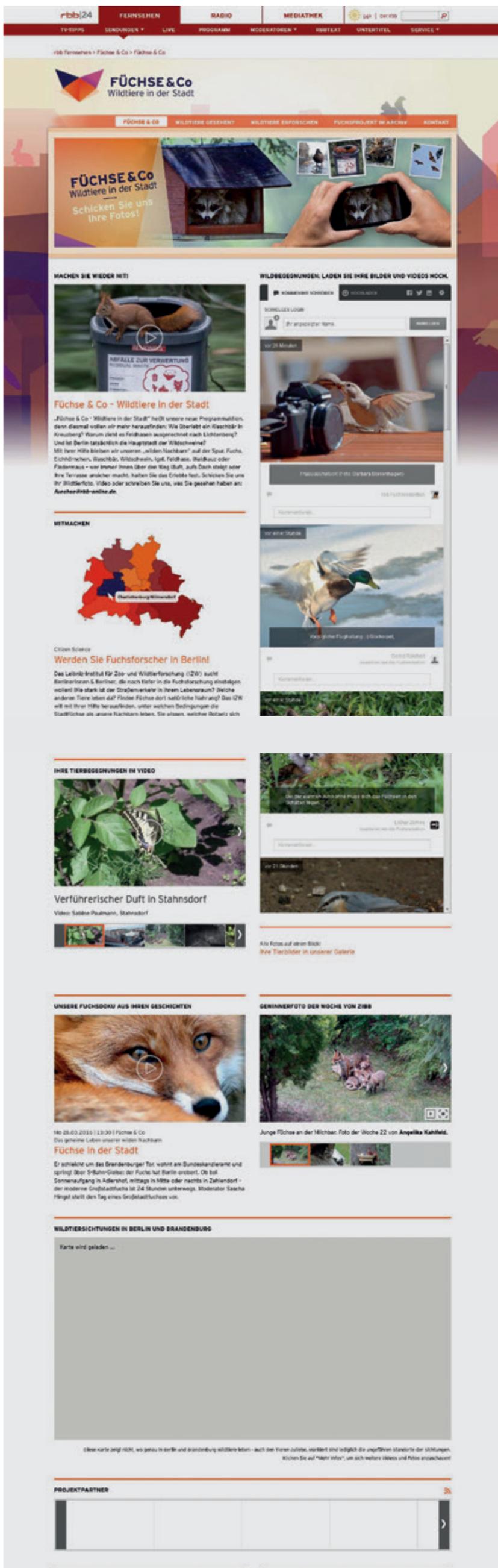
Wir wollen noch vor Ende der Förderung weitere Partner finden, die eine Verlängerung des Projekts garantieren können, und sind derzeit mit verschiedenen Medienanbietern im Gespräch. Schon heute übernimmt die Deutsche Welle in regelmäßigem Abstand Texte unserer Seite, nutzt sie für ihr Internetangebot und unterstützt uns auf diese Weise. Wir sind offen für Tipps von außen, wollen Austausch und Vernetzung. Und wir suchen natürlich auch immer gute Autoren für unsere Seite.

Und was wird aus Ihrer Idee, ein eigenes Science Game zu entwickeln?

Ist mittlerweile nicht mehr nur eine Idee: Wir entwickeln gerade ein Serious Game zum Thema erneuerbare Energie, das speziell Mädchen ansprechen soll, damit sie Interesse an diesem Thema finden und vielleicht eine Berufsausbildung im Bereich der erneuerbaren Energien beginnen, weil es in diesem Sektor so wenige Frauen gibt.

Konkret wird es ein Point-and-Click-Adventure: Drei Mädchen wollen in Urlaub fahren und besuchen vorher eine Shopping Mall – später eine Insel. Während des Spiels bekommen sie einfache technische Zusammenhänge aus der Welt der erneuerbaren Energien vermittelt.

Wir arbeiten mit der Technischen Universität Dresden zusammen, wo es den Studiengang „Psychologie des Lernens“ gibt. Die Grundidee ist: Weg vom klassischen Schulunterricht, hin zu einem spielerischen Umgang mit Wissen.



PROJEKTSKIZZE

Citizen Science – in Großbritannien ein fest etablierter und erfolgreicher Ansatz, um die bürgerliche Beteiligung an wissenschaftlichen Projekten zu steigern. In deutschen Medien wird dieses Format bisher jedoch nicht genutzt. Dies änderte sich allerdings im Rahmen einer mehrwöchigen Programmaktion mit naturwissenschaftlichem Bezug. Am Beispiel des Projekts „Füchse in der Stadt“ wurde ein Prototyp für ein zielgruppengerechtes Format entwickelt und getestet, das Jugendliche über Citizen Science informiert, sie dafür interessiert und im besten Fall zur Teilnahme anregt – ganz nach dem Motto: Bürger forschen mit. Was dabei herauskommt ist, soll in Form eines Making-ofs und Werkstattberichts in entsprechenden Kanälen aller ARD-Sendeanstalten vermittelt werden.

PROJEKTVERANTWORTLICH

Volker Hartel, rbb Redakteur TV-Unterhaltung; Ilona Marenbach, rbb Leiterin der multimedialen Wissenschaftsredaktion; Hauptkooperationspartner: Leibniz Institut für Zoo- und Wildtierforschung; Sophia Kimmig, IZW Doktorandin; Prof. Heribert Hofer, IZW Direktor. Weitere Kooperationspartner mit unterschiedlichen Beteiligten: Freilandlabor Britzer Garten, Ökowerk am Teufelssee, Nabu, Berlin Museum für Naturkunde; Prototyp „Fox Run Berlin“ und App-Entwicklung: The Good Evil, Marcus Bösch und sieben freie Mitarbeiter des rbb.

PROJEKTSTATUS

Der rbb will aktuell eine Spiele-App entwickeln. Dazu muss der Sender prüfen, welche datenschutzrechtlichen Bedingungen zu beachten sind und ob ein Drei-Stufen-Test durchgeführt werden muss. Außerdem muss eruiert werden, ob die bisherigen Ideen technisch überhaupt in einem vertretbaren Maß realisiert werden können. Falls möglich, soll die App Ende 2016 oder Anfang 2017 fertig sein. Zudem will Projektleiterin Marenbach Schulklassen in die Spieleentwicklung einbeziehen, um so dem Bildungsauftrag des öffentlich-rechtlichen Rundfunks gerecht zu werden. Neben der Spielfunktion soll es ein Tutorial mit Informationen zu Füchsen und Wildtieren geben.

VITA

ILONA MARENBACH, geboren 1956 im Westerwald, Diplom-Soziologin. Ab 1996 beim Sender Freies Berlin (SFB) als Mitarbeiterin des damaligen SFB4 Radio Multikulti. 2003 bis 2009 Leitung von Radio Multikulti. 2009 bis 2012 stellvertretende Chefredakteurin und Wortchefin von Radioeins im rbb. Seit 2012 Redaktionsleiterin Wissenschaft im rbb.

Wir konnten sehen, dass wir aus den Alltagsgeschichten unserer Zuschauer Erkenntnisse ziehen konnten, die auch für die Forscher neu waren.

ILONA MARENBACH



Ist Ihnen selbst schon mal ein Fuchs in der Stadt begegnet, Frau Marenbach?

INTERVIEW ANNETTE WALTER

Frau Marenbach, Sie haben als rbb-Wissenschaftsressortchefin das Projekt „Füchse in der Stadt – wie erreicht man Jugendliche mit Wissenschaftsjournalismus über Citizen Science?“ betreut. Ist Ihnen schon mal selbst ein Fuchs in der Stadt begegnet?

ILONA MARENBACH: Ja, das war vor einiger Zeit. Mein Sohn und ich wollten morgens aus dem Haus, als wir das Tier unter dem Auto entdeckten. Mein erster Gedanke: Hat er Tollwut und kann er gar für uns gefährlich werden?

War dieses persönliche Erlebnis die Initialzündung für das Projekt?

Nein, das hat es unterstützt, aber der Auslöser war, dass wir – ein Kollege der rbb-Unterhaltung und ich – das Projekt „Foxes live“ des britischen Fernsehsenders Channel 4 gesehen haben. Wir fanden das großartig und haben uns gefragt, ob das auch in unserem Sendegebiet funktionieren würde. Unsere Idee dabei: Nicht wir, sondern die Zuschauerinnen und

besten Sendezeit am Freitagabend um 20:15 Uhr. Nicht nur das, wir – die rbb-Wissenschaft – hat dem Thema Bürgerwissenschaften, Citizen Science, eine eigene Sendung gewidmet.

Welche Bedenken gab es vorab?

Das Risiko war sehr hoch, sich allein auf die Zulieferungen der rbb-Zuschauer zu verlassen. Wir wussten nicht, ob wir genug Material zusammenbekommen, um 90 Minuten beste Sendezeit füllen zu können. Wir waren sehr gespannt.

Waren die Bedenken berechtigt?

Nein, denn uns belieferten mehr als 1.000 Zuschauer und Hörer mit Fotos, Filmen, Geschichten, Zeichnungen und Gedichten. Wir sind in Fotos und Videos ertrunken. Es war schnell klar, dass wir uns keine Sorgen machen müssen. Vieles konnten wir für die Sendung nicht verwenden, deshalb haben wir uns danach entschieden, aus dem Material eine Ausstellung im rbb zu machen. Die lief bis zum 10. Juni und geht in Teilen seit diesem Zeitpunkt auf Wanderschaft, beispielsweise zur Langen Nacht der Wissenschaften.

Woher kamen die meisten Zusendungen?

Am Anfang hatten wir den Eindruck, dass es kaum Füchse im Osten Berlins gibt. Wir haben uns gefragt, ob es im Westen mehr sind oder ob es so ist, dass das Zuschauerverhalten im Osten anders ist. Aber das hat sich im Lauf der Zeit dann ausgeglichen.

Wie kam es zur Zusammenarbeit mit den Forschern?

Das Projekt „Füchse in der Stadt“ wurde von der rbb-Unterhaltung und der rbb-Wissenschaft realisiert. Als Wissenschaftsredakteurin war mir der UGC-Ansatz zu wenig. Mich hat gereizt zu sehen, ob aus den Hinweisen der Leute auch relevante Aussagen für die Wissenschaft generiert werden können. Deshalb habe ich mich an das Leibniz-Institut für Zoo- und Wildtierforschung gewandt, die gerade Wildschweine und Igel in einigen

Citizen-Science-Projekten erforschen. Aber Wildschweinen und Igel begegnet man nicht so häufig mitten in der Stadt und die Sympathiewerte für Wildschweine sind nicht sehr hoch. Füchse haben da schon ein anderes Image.

Wie lief die Zusammenarbeit?

Die Mühlen bei Wissenschaft und Medien mahlen unterschiedlich schnell. Wir waren schon so weit, dass wir starten konnten, da waren die Forscher mit ihren Anträgen noch ganz am Anfang. Was einfach den jeweiligen Realitäten entspricht.

Wie haben Sie dieses Dilemma gelöst?

Wir haben das Projekt getrennt. Wir haben unser Mitmach-Projekt gestartet mit wissenschaftlicher Beratung, als eine Art Vorstufe zum eigentlichen Forschungsprojekt. Wir konnten dabei überprüfen, wie viel Material wir zusammenbekommen, wie hochwertig das, was die Zuschauer uns liefern, tatsächlich ist. In einem nächsten Schritt haben wir das Material von den Wissenschaftlern bewerten lassen und gefragt, ob sie daraus schon neue Erkenntnisse ziehen können. Dann startete das eigentliche Forschungsprojekt, bei dem wir nun die Begleiterrolle übernehmen.

Gab es noch andere Hürden in der Kooperation zwischen rbb und IZW?

Wir haben gut zusammengewirkt, hoffe ich jedenfalls. Vielleicht hätte man zu Beginn der Zusammenarbeit die gegenseitigen Erwartungen, aber auch die jeweiligen

Bedingungen klarer herausarbeiten müssen. Aber das wäre sehr abstrakt verlaufen. Es fehlten ja die jeweiligen Erfahrungen mit einer solchen Zusammenarbeit. Wir haben uns auf das Wagnis eingelassen und beide davon profitiert. Wir bekamen die wissenschaftliche Expertise, und zwar immer und jederzeit, und das IZW eine nicht zu unterschätzende Öffentlichkeit.

Sie haben sich auch um das Förderprogramm „Neue Wege im Wissenschaftsjournalismus“ beworben. Warum?

Wir hatten den Eindruck, dass wir mit unserer Aktion zwar sehr erfolgreich sind, aber die junge Zielgruppe nicht erreichen. Tierbeobachtungen sind doch eher eine Freizeitbeschäftigung für die sehr erwachsene Zielgruppe. Wie können wir junge Leute ansprechen, wie können wir sie überhaupt dazu bewegen, sich für Citizen Science zu interessieren, dass sie an einem solchen Wissenschaftsprojekt teilnehmen? Dabei sind wir auf das Förderprogramm der RBS gestoßen.

Wie lief das ab?

Das sah in der Praxis so aus, dass ich einige jüngere Kolleginnen und Kollegen aus allen Bereichen im rbb gebeten habe, in mehreren Workshops ein Konzept zu entwickeln, von dem sie denken, dass man ihre Altersgenossen damit erreichen kann. Heraus kam eine Spiele-App – Stichwort: Gamification. Es ist ein sogenanntes Runner-Spiel, bei dem ein junger Fuchs von den Eltern aus dem Bau geschmissen wird. Er muss seinen eigenen Weg gehen und die Gefahren der Großstadt bewältigen: Wie ernähre ich mich? Wo ist die Mülltonne der nächsten Pizzeria? Wo drohen Gefahren im Straßenverkehr? Wo finde ich einen Schlafplatz? Sind Haustiere meine Freunde oder Feinde? Herausforderungen, auf die dieses Wildtier tatsächlich in der Stadt



ILONA MARENBACH:

„Wissenschaftler können aus Alltagsbeobachtungen Erkenntnisse ziehen.“

trifft. Die Gruppe hat zusammen mit einem Spieleentwickler einen Prototyp entwickelt, eine Figur, im Look and Feel des Fuchsprojekts, die man auch haptisch bewegen kann. Wir sind so begeistert von der Idee, dass wir einen Antrag gestellt haben, das tatsächlich als Spiel für Smartphones zu entwickeln.

Welche Zielgruppe schwebt Ihnen für das Smartphone-Spiel vor?

Eigentlich hatte ich an die Zielgruppe ab 15 gedacht, aber nach Rücksprache mit einigen Pädagogen haben wir die Altersgruppe gesenkt. Wir haben festgestellt,

dass sich schon Kinder ab zehn Jahren mühelos in der virtuellen Welt bewegen. Aber das Design ist so angelegt, dass auch die 20-Jährigen angesprochen werden.

Welche Zielgruppe hat die Webseite „Füchse bzw. Wildtiere in der Stadt“?

Wir haben sie nicht nach Alter, sondern nach Interessen aufgebaut. Sie richtet sich an Menschen, die Interesse an Wildtierbeobachtung, Natur und Umwelt haben und selbst aktiv werden und fotografieren wollen, die nicht nur passiv konsumieren und den Fernseher anschalten wollen, sondern sich als Bestandteil dieser Programmaktion sehen. Das war der Grund, warum die Sendung so erfolgreich war: Sie bestand aus dem, was die Leute erlebt haben. Natürlich waren unsere Reporter und Redakteure parallel unterwegs und haben viele Inhalte zusammengestellt.

Wo liegt das Hauptproblem in der Übersetzung der wissenschaftlichen Materie?

Wir Medienleute sind interessiert an allen Geschichten, die uns die Zuschauer liefern. Wenn es sich dabei auch noch optisch gut umsetzen lässt, perfekt. Die Wissenschaftler haben an dem „Alltagsgedöns“ wenig Interesse. Wir konnten sehen, dass aus den Alltagsgeschichten unserer Zuschauer Erkenntnisse zu ziehen sind, die auch für die Forscher neu waren.

Welche waren das?

Dass ein Fluchtverhalten im urbanen Raum gar nicht mehr existiert, Füchse wie selbstverständlich neben Passanten vorbeilaufen, war so nicht klar. Neu war auch, dass Füchse in der Stadt in Patchwork-Familien leben, weil ihr Lebensraum in der Stadt sehr viel kleiner ist: Junge Fuchswelbchen werden nicht mehr rausgeschmissen, sondern bleiben zum Kinderhüten im Bau.

Hörer des rbb bestücken das Programm. Ihre Geschichten, ihre Fotos und Videos über ihre Begegnungen mit Füchsen in der Stadt stehen im Mittelpunkt: ein klassisches User-Generated-Content-Programm. In der Wissenschaft wäre das ein sogenanntes Citizen-Science-Projekt, also Bürgerwissenschaften.

Wie funktionierte dieses UGC-Projekt?

Im Mittelpunkt stand die Website www.rbb-online/fuechse. Hier wurden alle Fuchsmeldungen gesammelt und in einer Karte und in Bildergalerien dargestellt. Alle rbb-Radios und -Fernsehsendungen haben uns unterstützt, insbesondere RadioBerlin 88,8 und „Zibb“ mit wöchentlichen Rubriken. Im November 2015 hat die rbb-Unterhaltung aus den Einsendungen eine 90-minütige Fernsehsendung produziert mit einem extrem erfolgreichen Marktanteil von 14,1 Prozent zur

JURYSTATEMENT **MARTIN SCHNEIDER**

STV. LEITER DER FERNSEH-WISSENSCHAFTSREDAKTION DES SWR, VORSTANDSVORSITZENDER DER WISSENSCHAFTS-PRESSEKONFERENZ (WPK), ÜBER ILONA MARENBACHS CITIZEN SCIENCE:



Citizen Science ist ein neuer Trend, der normalen Bürgern die Mechanismen der Wissenschaft nahebringt, indem sie selbst daran teilhaben. Das Mitmachen eröffnet Einblicke in die wissenschaftliche Methodik – und das wiederum befördert eine allgemeine Urteilsfähigkeit gegenüber wissenschaftli-

chen Aussagen und Ergebnissen. In überwiegender Weise werden von Citizen-Science-Projekten allerdings ältere Menschen angesprochen – Rentner und Pensionäre haben nun mal mehr Zeit, sich zu engagieren. Dies gilt besonders, wenn ein öffentlich-rechtlicher Sender dazu aufruft. Die Entwicklung von On-

line-Angeboten und einer interaktiven Spiele-App, die gleichzeitig eine Partizipation am Citizen-Science-Projekt „Füchse in der Stadt“ ermöglicht, bietet die Chance, eine völlig neue Nutzergruppe zu erreichen und bei ihr Interesse für und Urteilskraft gegenüber der Wissenschaft zu fördern.

Datenbank zur Recherche OperationsExplorer

Förderprojekt OperationsExplorer
Verantwortlich Volker Stollorz
Start 2012
Website [www.h-its.org/sdbv-projects/
operation-explorer/](http://www.h-its.org/sdbv-projects/operation-explorer/)

PROJEKTSKIZZE

Der OperationsExplorer – Die Datenbank zur Recherche in medizinischen Datensätzen

Wie viele Menschen sind 2011 an Masern erkrankt? Und in welchen Regionen? Wie hat sich diese Zahl in den vergangenen Jahren verändert? Für eine gute Berichterstattung über medizinische Themen benötigen Journalisten verlässliche Daten, die frei zugänglich und unabhängig von den Akteuren im Gesundheitssystem beobachtet und bewertet werden können. Das Heidelberger Institut für Theoretische Studien (HITS) hat zusammen mit dem Wissenschaftsjournalisten Volker Stollorz eine Datenbank entwickelt, die eine Recherche in kompletten Datensätzen des Statistischen Bundesamts mit stationären Diagnosen sowie Operationen und Prozeduren ermöglicht.

Mit dem OperationsExplorer lassen sich alle ICD-Diagnosen (International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems) und alle OPS-Codes (Operationen- und Prozeduren-Schlüssel) aller deutschen Krankenhäuser nach bestimmten Kriterien statistisch durchsuchen. Die Plattform ermöglicht so Abfragen über die Häufigkeit einer Diagnose und Operationen nach Alter, Geschlecht oder Jahr. Der OperationsExplorer erstellt automatisch standardisierte Karten und statistische Kennziffern, anhand derer man echte regionale Signale und Trends in Kreisen von zufälligen Häufungen unterscheiden kann. So lassen sich Muster erkennen und Ideen für journalistische Recherchen gewinnen.

Der OperationsExplorer soll die Basis für datengestützten Wissenschaftsjournalismus im Bereich Medizin schaffen und mit Hinweisen zur korrekten Einordnung von Statistiken kombinieren.

PROJEKTVERANTWORTLICH

Volker Stollorz, das Heidelberger Institut für Theoretische Studien (HITS) und Programmierer Meik Bittkowski.

PROJEKTSTATUS

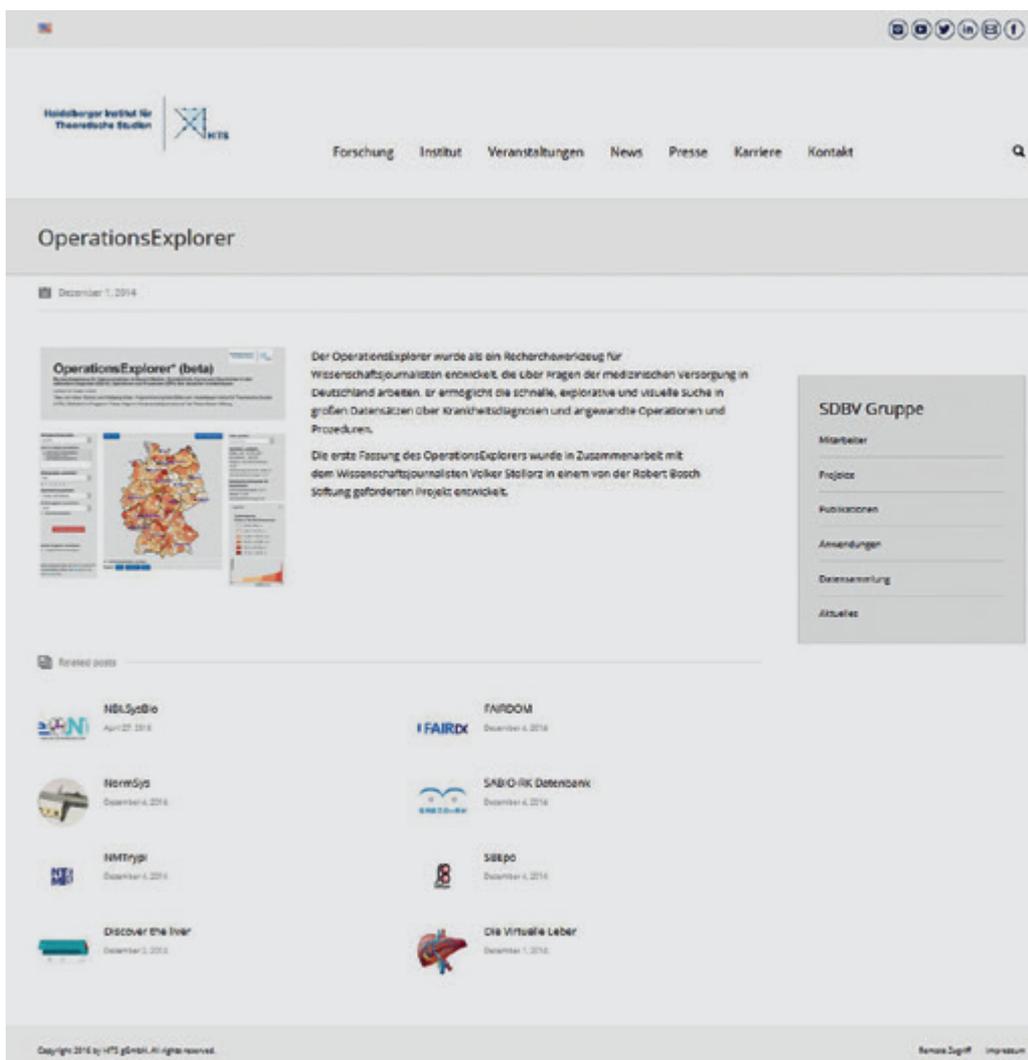
Die Datenbank kann auf Anfrage bei Volker Stollorz genutzt werden. Die Nutzung ist kostenlos und kann auf Zuruf per Mail erfolgen. Journalisten, die den OperationsExplorer nutzen wollen, müssen sich innerhalb eines Clubmodells registrieren und Nutzungsbedingungen akzeptieren. Bei der Nutzung selbst ist es hilfreich, wenn man als Medizinjournalist weiß, was Diagnosen und Operationen bedeuten und wo und wie die Daten in die Irre führen können. Zum Beispiel sind Daten zum wachsenden Bereich der ambulanten Operationen nicht im OperationsExplorer vorhanden. Manchmal hilft das Hinzuziehen von Experten, um die Karten und Ergebnisse besser einordnen zu können. Die Daten liefern erste Hinweise, die durch vertiefende Recherchen überprüft und erhärtet werden müssen. Es gibt eine Reihe Journalisten und Redaktionen, die bereits mit den Daten arbeiten.

Auch Weiterentwicklungen sind geplant: Es sollen automatische Suchroutinen etabliert werden, die Journalisten regelmäßig Hinweise auf interessante zeitliche, regionale Auffälligkeiten liefern. Zudem entwickelt das Projektteam Werkzeuge, mit denen die Häufigkeit von Operationen in Beziehung gesetzt werden kann zum Einkommen oder der Arbeitslosigkeit in einzelnen Kreisen. Denn so lassen sich z. B. lohnende Standorte für Sozialreportagen erkennen und es kann recherchiert werden, welche Krankheiten Armut mit sich bringt oder welche neuartigen OP-Techniken in wohlhabenden Gegenden wie dem Starnberger See häufiger zum Einsatz kommen. Außerdem gab es zwei Workshops des Teams mit Lokaljournalisten, bei denen es darum ging herauszufinden, wie diese zu schulen und zu beraten sind, damit sie dann vor Ort recherchieren können.

VITA
VOLKER STOLLORZ, geboren 1964. 1983 bis 1989 Studium der Biologie und Philosophie an der Universität Köln (danach Forschungsaufenthalte am Netherlands Cancer Institute in Amsterdam und am MIT in Boston). 1990 bis Oktober 1993 freier Wissenschaftsjournalist in Köln. Oktober 1993 bis Oktober 1998 Redakteur im Ressort Wissenschaft und Gesellschaft der Hamburger Wochenzeitung „Die Woche“. November 1998 bis Mai 2015 freier Wissenschaftsjournalist für überregionale Zeitungen, Magazine, Hörfunk und Fernsehen in Köln (u. a. für „Geo“, „Neue Zürcher Zeitung“ und „Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung“). Seit Juni 2015 Redaktionsleiter und Geschäftsführer des Science Media Centers Germany (SMC) in Köln, www.sciencemediacenter.de. Filme: 2001 „Warum musste Jesse sterben? Chronik eines tödlichen Experiments“ (Fernsehfilm gemeinsam mit Thomas Weidenbach).

Gute Datenquellen sind eine Gemeinressource, die eine Vielzahl unterschiedlicher Recherchen erlaubt.

VOLKER STOLLORZ



Greift im Medizinjournalismus ein Auskunftsrecht für Journalisten, Herr Stollorz?

INTERVIEW KATY WALTHER

Seit Jahren verbreiten die Medien Ranglisten mit angeblich „besten“ Ärzten und „besten“ Kliniken. Wie kann das gehen, wenn die Daten dafür seriös gar nicht ohne riesigen Aufwand auszuwerten sind?

VOLKER STOLLORZ: In Deutschland werden derzeit nur sehr wenige evidenzbasierte Qualitätsdaten veröffentlicht. Selbst diese wenigen Daten lassen sich einzelnen Ärzten oder Krankenhausversorgern kaum zuordnen. Genau diese Intransparenz scheint politisch gewollt. Objektivierbare Ranglisten zur Qualität der medizinischen Versorgung lassen sich bisher nicht sinnvoll erstellen, jedenfalls nicht auf der Basis der für Patienten relevanten Ergebnisqualität.

Machen solche Medien also nur das Sicherheitsbedürfnis der Leser zu Geld?

Jedenfalls ist eine informierte Entscheidung der Patienten anhand bisheriger Ranglisten nicht möglich. Es handelt sich eher um Marketing für jene, die behaupten, Qualität zu liefern. Überprüfen können dies weder die Patienten noch Jour-

nalisten. Dazu bräuchte es deutlich mehr zugängliche Daten.

Sie sprechen von „Datenfriedhöfen der Medizin“. Was meinen Sie damit?

Schauen Sie sich das Beispiel der Transplantationsmedizin an. Bei circa 1.000 im Jahr verpflanzten Lebern sollte es möglich sein, die Qualität dieser Organtransplantation zu dokumentieren. Also zum Beispiel die Sterblichkeit noch in der Klinik oder das 1-Jahres-Überleben der Organempfänger nachvollziehbar zu erheben

und die erzielten Ergebnisse zu veröffentlichen. Das passiert auch laut Gesetz. Zum Beispiel auf den Seiten der Deutschen Stiftung Organtransplantation. Leider bilden selbst diese wenigen veröffentlichten Daten die realen Ergebnisse der einzelnen Transplantationszentren nicht wirklich ab.

Sondern?

Der Ehrliche war bis vor Kurzem sogar der Dumme, zum Beispiel dann, wenn ein Zentrum schlechtere Überlebensraten meldete als die Konkurrenz, weil dort kränkere Patienten transplantiert wurden. Ein zentrales Transplantationsregister haben wir weiterhin nicht, allen Verlautbarungen der Politik zum Trotz. Wenn es aber selbst bei 1.000 transplantierten Lebern nicht klappt mit der vergleichenden Messung der Qualität, wie soll das dann bei Operationen funktionieren, die jedes Jahr mehr als 100.000 Mal in Deutschland unternommen werden?

Werden wir also auch vom Gesundheitsministerium und den Kassen getäuscht,

die so tun, als hätten sie die Kliniken qualitätsmäßig im Visier?

Nicht alle Kliniken wollen Qualität messen, die Krankenkassen dürfen Daten in der Regel nicht sinnvoll auswerten. Die Politik wiederum spricht gerne von Qualität, delegiert die Verantwortung aber an die Selbstverwaltung der Ärzte und Krankenkassen, die dann über die „richtigen“ Methoden der Qualitätsmessung streitet. Patienten werden derweil weiter operiert auch an Orten, wo dies der Gesundheit nicht unbedingt zuträglich ist.

JURYSTATEMENT GÜNTER HAAF

EHEMALIGER REDAKTIONSDIREKTOR WORT & BILD VERLAG („APOTHEKEN-UMSCHAU“), ÜBER VOLKER STOLLORZ' OPERATIONSEXPLORER:



Die „Panama Papers“ zeigen, welche Macht eine Allianz aus Journalisten und Datenauswertungsspezialisten entfalten kann. Die Fähigkeit, „Big Data“ in verständlichen Beiträgen aufzubereiten, verleiht nicht nur dem Politik- und Wirtschaftsjournalismus neue Kraft, sondern auch dem Medizin- und Wissenschaftsjournalismus. Ein hoffnungsvolles Startup in diesem Bereich fördert die Robert Bosch Stiftung seit 2013: Der OperationsExplorer ist ein gemeinsames Projekt des Kölner Wissenschaftsjournalisten Volker Stollorz und des Informati-

kers Meik Bittkowski vom Heidelberger Institut für Theoretische Studien. Er eröffnet erstmals eine Möglichkeit zur Recherche in den kompletten Datensätzen des Statistischen Bundesamts sowie den Krankenhausdaten, die stationäre Diagnosen, Operationen und Prozeduren enthalten. Damit könnten Medizinjournalisten künftig eigenständig Trends und Muster der medizinischen Versorgung in Deutschland aufspüren, die sich bisher überhaupt nicht oder nur punktuell und extrem zeitaufwendig aus den Datenfriedhöfen der Medizin filtern lassen.

Bei Gelingen würde das Projekt Wissenschaftsjournalisten in die Lage versetzen, eine Wächterrolle in einem bedeutenden Bereich des Medizinbetriebs auszuüben. Und da der OperationsExplorer seine Ergebnisse in Form von Deutschlandkarten präsentiert, in denen die jeweils recherchierte medizinische Problematik in unterschiedlich eingefärbten Landkreisen und Städten sichtbar wird, ist er für alle Journalisten interessant: Diese prinzipielle Regionalisierung dürfte das Interesse aller Mediennutzer wecken, auch die regionaler und lokaler Medien.

Mit dem OperationsExplorer haben Sie ein Recherche-Tool für Diagnose-Daten und Operationen in der stationären Krankenhausversorgung vorgelegt. Wie kamen Sie auf diese Idee?

Forscher wissen bereits seit Jahrzehnten, dass es regionale Unterschiede in der medizinischen Versorgung gibt. Der Wohnort eines Patienten kann über die Art und Weise seiner Behandlung im Krankenhaus entscheiden. Der Faktencheck Gesundheit hat erhebliche regionale Unterschiede bei Operationen wie Mandelentfernungen, Kaiserschnitten oder Gebärmutterentfernungen dokumentiert. Wir wollten eine eigene Datenbank aufbauen, in der sich Journalisten selber die regionale Verteilung aller Diagnosen und verfügbaren Operationen anschauen können.

Meiner Überzeugung nach sind unabhängige Journalisten die einzigen Akteure, die im Interesse der Patienten die regionale Versorgungsqualität unter die Lupe nehmen könnten. Der OperationsExplorer ist im Kern ein Versuch, Journalisten vor Ort bei Recherchen zu helfen, um regionale auffällige Muster zu erkennen und zu erklären.

Inwieweit kann er die Berichterstattung vereinfachen?

Die bereinigten und teilautomatisierten Datenanalysen helfen, typische Interpretationsfehler zu vermeiden, die statistisch Ungeübte in den Datenfluten schnell machen. Auch im Datenjournalismus entwickeln sich methodische Standards. Fehlt etwa eine Alters-

standardisierung der Krankenhausdaten, dann sieht man bei Patienten im Krankenhaus zwar zum Beispiel mehr Altersdiabetes im Osten, das aber nur, weil dort mehr alte Menschen leben.

Welche Daten können Journalisten nun genau recherchieren?

Datengrundlage des OP-Explorers sind die DRG-Abrechnungsstatistiken der stationären Krankenhäuser codiert nach dem Wohnort der Patienten auf Kreisebene. Diese Datensätze kann man beim Statistischen Bundesamt kaufen – bisher zumindest. Recherchiert werden können im OperationsExplorer inzwischen alle verfügbaren Diagnosen (als ICD-10 4-Steller) sowie Operationen und Prozeduren (OPS-Viersteller) für den Zeitraum von 2009 bis 2014. Nach Eingabe eines Codes erzeugt das Tool automatisch farbige Karten mit der Fallzahl pro 100.000 Einwohner, über alle 401 Kreise und kreisfreien Städte. Man kann zudem nach Geschlecht und Altersgruppen suchen. Der Journalist erkennt in dem Tool auf einen Blick, wo die meisten Maserndiagnosen im Krankenhaus gestellt wurden oder besonders viele Rückenoperationen abgerechnet wurden. Leider wird der Standort der Kliniken aus Datenschutzgründen aus den Datensätzen entfernt. Wer zu viel operiert, ist damit für Journalisten nur mittels aufwendiger Zusatzrecherchen zu ermitteln.

Wer kann die Datenbank bedienen?

Die Datenbank ist sinnvoll für Journalisten, die im Grundsatz wissen, was die Daten aussagen und was nicht. Ein bisschen Grundwissen über das Gesundheitswesen und in Statistik helfen, weil man so die wirklich interessanten Muster von den scheinbaren Auffälligkeiten unterscheiden lernt.



VOLKER STOLLORZ:

„Die Gemeinressource Medizindaten wird am besten im Team aus Informatikern, Wissenschaftsjournalisten und Regionaljournalisten bewirtschaftet.“

Was war die größte Schwierigkeit?

Das ist und bleibt, dass die Datensätze, die wir vom Statistischen Bundesamt bekommen, zerhackt sind, auch nur als Viersteller oder bei den ICD-10 Diagnosen ab 2014 sogar nur noch als 3-Steller verfügbar sind. Wir Journalisten wollen aber nicht nur wissen, ob jemand mit Masern ins Krankenhaus kommt, sondern, ob dabei eine Hirnhautentzündung festgestellt wurde oder nicht. Auch bei modernen Operationsmethoden erhalten wir zu selten die spezifischen Codes, um z. B. die regionale Verteilung ähnlicher Operationstechniken vergleichen zu können.

Nach den Daten folgen die eigentlichen Recherchen. Erzählen Sie von Ihren Erfahrungen bei Anfrage in den Kliniken?

Zuerst heißt es immer: Ihre Daten sind falsch und Fachfremde hätten keine Kompetenz, die komplexen Codes zu interpretieren. In der nächsten Runde heißt es dann, bei der Datenakquise müssten Fehler passiert sein. Wenn man dann sagt, dass es sich um Abrechnungsstatistiken der Krankenhäuser handelt, dann wird es in der Regel interessant. Manchmal fragen die Ärzte dann, ob sie nicht auch einen Zugriff auf die Daten erhalten können ...

Greift in diesen Bereichen ein Auskunftsrecht für Journalisten?

Leider nein. Das Entscheidende sind am Ende nicht die Daten, sondern die hartnäckige Recherche vor Ort. Die Beweislast liegt letztlich im Spielfeld des Journalisten. Weil wir nur lückenhafte Daten haben, gibt es viele rechtliche Schlupflöcher, um den Anfragen auszuweichen. Hier bräuchte es mehr öffentlichen Druck.

Sie propagieren Teamarbeit als Schlüssel zu „Medical-Data-Driven-Journalism“. Wie sähen ideale Redaktionsteams aus?

Das Projekt OperationsExplorer würde es ohne die enge Zusammenarbeit zwischen Informatikern und Wissenschaftsjournalisten nicht geben. Zudem hat ein Team von Medizinjournalisten die Tools auf „Usability“ überprüft. Die Darstellung wird derzeit weiter optimiert. Die Datensätze sind so umfangreich, dass sie vielen Journalisten Hinweise für eigene Geschichten liefern können. Die Gemeinressource Medizindaten wird am besten im Team zwischen Informatikern, Wissenschaftsjournalisten und Regionaljournalisten bewirtschaftet. Solche Strukturen aufzubauen und zu erhalten ist leider sehr ressourcen- und zeitintensiv.

Neue Wege im Wissenschaftsjournalismus

Geförderte Projekte

Verein für Medien- und Journalismuskritik (VfMJ)

VOCER Innovation Medialab – Stipendien für neue Wege im Wissenschaftsjournalismus

Das VOCER Innovation Medialab ist seit 2013 das Testlabor für den deutschen Mediennachwuchs, der mit digitalem Journalismus experimentieren will. Dabei geht es auch um neue Wege im Wissenschaftsjournalismus.

Netzwerk Recherche

Medizinthemen sicher recherchieren: Leitfaden und Dokumentation zur n-Jahreskonferenz

Die Website MedizinMag ist eine Checkliste, die Profis, aber vor allem auch Journalisten, die nicht täglich mit Medizinthemen zu tun haben, bei der korrekten Recherche und Einschätzung medizinischer Themen unterstützt.

Heidelberger Institut für Theoretische Studien – HITS

HITS OperationsExplorer: Plattform für datengestützten Medizinjournalismus

Der OperationsExplorer bietet erstmals eine Möglichkeit für Journalisten zur Recherche in kompletten Datensätzen des statistischen Bundesamts mit Krankenhausdaten zu stationären Diagnosen sowie Operationen und Prozeduren.

WPK Wissenschafts-Pressekonferenz

Weiterbildungsseminar für Wissenschaftsjournalisten.

HORIZON 2020 – Forschungspolitik in der EU

Das Seminar will die Hintergründe der europäischen Forschungspolitik transparent machen – mit einem systematischen Blick auf die Akteure Wissenschaft – Lobbyismus – Journalismus. Ein besonderer Fokus liegt auf dem neuen Forschungsrahmenprogramm „HORIZON 2020“.

TELI e. V. – Journalistenvereinigung für technisch-wissenschaftliche Publizistik

Energierепorter – Pilotprojekt für Reportagejournalismus mit intensiver Leserbindung

Der Energierепorter besucht 24 ausgewählte Orte in der ganzen Republik, um Lesern die Energieversorgung von Deutschland anschaulich zu erläutern.

WPK Wissenschafts-Pressekonferenz

Aufbau eines Onlinemagazins für wissenschaftsjournalistische Debatten und Zukunftsformate

Das Onlinemagazin meta beschreibt aktuelle Entwicklungen und Herausforderungen im Wissenschaftsjournalismus. Auf diesem Forum diskutieren Wissenschaftsjournalisten die Besonderheiten der Beziehung von Journalismus und Wissenschaft – zum Zwecke einer besseren Berichterstattung.

Dr. Ralf Grötter

Faktencheck: ein neues wissenschaftsjournalistisches Format für Leserpartizipation

Der „Faktencheck“ ermöglicht es, mithilfe redaktionell kuratierter Argumentkarten, schnell einen Überblick über Debatten wissenschaftlicher Themen zu gewinnen – und auch mitzudiskutieren.



AUF DER RE:PUBLICA 2013 wurde das Förderprogramm für Wissenschaftsjournalismus der Robert Bosch Stiftung vorgestellt, am Mikrophon Fachbeiratsmitglied Sebastian Turner.

Spektrum der Wissenschaft

Verlagsgesellschaft

Produktion eines E-Books „Web Video Wissenschaft“

Wie findet (Natur-)Wissenschaft in Form bewegter Bilder gegenwärtig im Netz statt? Dazu lassen die Herausgeber Thilo Körkel und Kerstin Hoppenhaus Experten zu Wort kommen, die auf dem Feld aktiv sind: als Medien- und Kommunikationswissenschaftler, als YouTube-Unternehmer, YouTuber oder YouTube-Redakteure, als Wissenschaftsjournalisten, Wissenschaftler, Filmemacher und Filmproduzenten.

Dr. Sibylle Anderl, Grenoble

WissensARTen – Wissenschaft und Kunst im Dialog

Eine Begegnung, ein Thema, zwei Perspektiven: Das digitale, multimediale Wissenschaftsfeuilleton „WissensARTen“ bringt jeweils eine Künstlerin und eine Wissenschaftlerin zusammen, die zum gleichen Thema arbeiten.

Alexander Schlichter

Startup-Story – ein journalistischer Blick hinter Wissenschafts-Startups

„Startup-Story“ (mittlerweile umbenannt in „Wunderding“) ist eine journalistische Web-Applikation, die Wissenschafts-Startups vorstellt. Sie erklärt den innovativen Ansatz, die Technik und Forschung dahinter, porträtiert die Menschen und begleitet die Geschichte des Unternehmens über einen längeren Zeitraum multimedial (Film, Text, Infografiken).

The Good Evil

Redaktionelles Infoportal ScienceGames.de

Die Idee hinter dem Infoportal Science Games ist die redaktionelle Sammlung und Besprechung digitaler Spiele im Wissenschaftskontext. Auf diese Weise soll eine in Deutschland noch nicht vorhandene zentrale Onlineplattform entstehen, um sich über Serious Games mit wissenschaftlichem Hintergrund zu informieren.

Rundfunk Berlin-Brandenburg (rbb)

Füchse in der Stadt: Wie erreicht man Jugendliche mit Wissenschaftsjournalismus über Citizen Science?

Mit der Programmaktion „Füchse in der Stadt“ mobilisierte der rbb Tausende Berlinerinnen und Berliner zum Mitmachen: Über 1.500 Fotos und Videos mit Fuchs-Erlebnissen erreichten den Sender. Informationen, die als Citizen

Science ausgewertet werden. Zugleich wurde ein Format entwickelt, wie man insbesondere Jugendliche erreichen kann.

Technische Universität Dortmund

Medien-Doktor Pro:

Medizinjournalistischer Beratungs- und Rechterservice

Im Regional- und Lokaljournalismus gibt es kaum Journalisten, die auf medizinische Themen spezialisiert sind, obgleich das öffentliche Interesse an Gesundheitsthemen steigt. „Pro“ bietet gezielte Unterstützung bei medizinjournalistischer Recherche von der Themenfindung

Hier kommt das Science Media Center Germany, kurz SMC, ins Spiel. Es liefert u. a. zeitnah fundiertes Wissen und Expertenstatements.

BEBE Medien / detektor.fm

Forschungsquartett – Wissenschaft im Onlineradio

Das „Forschungsquartett“ ist die einzige Wissenschaftssendung im Privatrado. Sie wird mit der Max-Planck-Gesellschaft und dem Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung (UFZ) umgesetzt und blickt wöchentlich auf neue Entwicklungen und Ergebnisse in der deutschen Forschungslandschaft.

über die Expertenansprache bis hin zur ressortübergreifenden Zusammenarbeit mit spezialisierten Wissenschaftsjournalisten anderer Medien.

WPK Wissenschafts-Pressekonferenz

Explorationsphase zur Gründung eines Science Media Center (SMC) in Deutschland

Die Vielzahl von Publikationen, Informationsquellen, Themengebieten und Fachsprachen innerhalb der Wissenschaften lässt sich ohne Hilfe kompetenter Lotsen kaum durchdringen.

Constart Korrespondenten Netzwerk

Aufbau einer Informations- und Debatten-Plattform Nanomagazin.net

Das „Nanomagazin“ wird von Wissenschaftsjournalisten in Eigeninitiative entwickelt und herausgegeben, kooperiert mit „Spektrum der Wissenschaft“ und berichtet unabhängig von Interessengruppen kritisch über das vielfältige Thema Nanotechnologie. Es fasst Risiken und mögliche negative Konsequenzen ebenso ins Auge wie Erfolge und Chancen.

Masterclass „Zukunft des Wissenschaftsjournalismus“

Ein weiterer Weg, Wissenschaftsjournalismus zu unterstützen, ist die Masterclass „Zukunft des Wissenschaftsjournalismus“. Mit dieser Initiative geben die Robert Bosch Stiftung und das Reporter-Forum Journalisten die Gelegenheit, zukunftsweisende Arbeitstechniken zu erproben. Dabei fördert die Masterclass Projekte in den Bereichen Visualisierung, Spiele, Regionaljournalismus, Mobilformat und Community-Journalismus. Leiter der Masterclass ist der Autor, Journalist und Biologe Christian Schwägerl.

Die zehn Multimedia-Projekte der ersten Masterclass waren ...

- Bernhard Albrecht: „Lufts Traum“
- Dirk Böttcher: „Die Ökonomie des Penicillium chrysogenum“
- Andreas von Bubnoff: „Soundscape Ecology“ (Grimme Online Award in der Kategorie „Wissen und Bildung“)
- Marianne Falck: „Die dunkle Seite des Zuckers“
- Kai Kupferschmidt: „Gene und Gebärden“
- Christiane Löll: „Personalisierte Medizin – Genexpressionen“
- Dagny Lüdemann: „Wer darf leben?“
- Andreas Menn: „Menn oder Maschine“
- Helga Rietz: „CO2poly – ein datenbasiertes Infogame zu Klimawandel und Energiewende“
- Astrid Viciano: „Ich werde so verrückt im Kopf“

Erklärungen zu den einzelnen Projekten gibt es unter:

www.bosch-stiftung.de/content/language1/html/60521.asp

Best of ... Wissenschaftsjournalismus

Kontakt Robert Bosch Stiftung GmbH,
Themenbereich Wissenschaft, Projektleiter
Patrick Klügel, Heidehofstr. 31, 70184
Stuttgart **Telefon** 0711/460 84-330
E-Mail patrick.kluegel@bosch-stiftung.de
Internet www.bosch-stiftung.de

Wie die Robert Bosch Stiftung Wissenschaftsjournalismus stärkt und die Entwicklung neuer Netzwerke fördert.

Hintergrund der Initiative: Die breite gesellschaftliche Diskussion wissenschaftlicher Hintergründe zur Kernenergie, Präimplantationsdiagnostik, zur CO₂-Speicherung oder dem demografischen Wandel zeigt, dass auch komplexere wissenschaftliche Themen in immer größeren gesellschaftlichen Gruppen eine wichtige Rolle spielen und zunehmend auch von politischer Bedeutung sind.

Vor diesem Hintergrund kommt dem Wissenschaftsjournalismus in der immer unübersichtlicher werdenden Wissensgesellschaft eine entscheidende Rolle bei der Dokumentation, Analyse, Bewertung und Interpretation von wissenschaftlichen Ergebnissen zu. Zugleich verändert sich die journalistische Arbeitsweise durch multimediale und digitale Möglichkeiten. Wissenschaftsjournalisten müssen eine wachsende und vielfältiger

werdende Zielgruppe ansprechen und stehen gleichzeitig vor der Herausforderung, neue Formen der journalistischen Bearbeitung wissenschaftlicher Themen zu entwickeln und neue Kanäle zu bedienen.

Geförderte Projekte: Gamification, Datenjournalismus, multimediales Storytelling ... Wie sieht Wissenschaftsjournalismus in Zukunft aus, welche Formate und Entwicklungen werden eine wichtigere Rolle spielen? Wie reagieren Journalisten auf die Veränderungen in der Medienlandschaft und im Wissenschaftsbetrieb? Die Robert Bosch Stiftung fördert Projekte, die Antworten auf solche Fragen geben und den Weg weisen in Richtung eines nachhaltig anspruchsvollen Wissenschaftsjournalismus. Projekte wurden im Programm „Neue Wege im Wissenschaftsjournalismus“ in der Regel

mit rund 15.000 € gefördert. Die letzte Förderrunde endete im August 2014. Aktuell ermöglicht die Stiftung Wissenschaftsjournalisten kreative Freiräume in der „Masterclass Wissenschaftsjournalismus“ (Kooperation mit dem Reporter-Forum e.V.).

Mitglieder des Beirats: Günter Haaf (ehem. Redaktionsdirektor Wort & Bild Verlag, „Apotheken-Umschau“), Grit Kienzlen (Redakteurin bei DRadio Wissen), Prof. Dr. Carsten Könneker (Chefredakteur „Spektrum der Wissenschaft“, Spektrum.de, „Gehirn&Geist“), Prof. Dr. Annette Leßmöllmann (Leiterin der Abt. Wissenschaftskommunikation und Leiterin des Studiengangs Wissenschaft – Medien – Kommunikation am Karlsruher Institut für Technologie KIT), Jan-Oliver Löffken (Chefredakteur von wissenschaft-aktuell.de), Sarah Majorczyk (Autorin der „Bild“-Zeitung), Dr. Claudia Ruby (freie Wissenschaftsjournalistin im Vorstand der Wissenschaftspressekonferenz WPK), Martin Schneider (stv. Leiter der Fernseh-Wissenschaftsredaktion des SWR, Vorstandsvorsitzender der Wissenschaftspressekonferenz WPK), Sebastian Turner (Initiator der Falling Walls Conference, Vorstand der Einstein Stiftung Berlin).

BEST OF ...

In den Specials „Best of ...“, die wir in loser Folge veröffentlichen, dokumentieren wir preisgekrönte oder geförderte journalistische Beiträge oder Projekte. Darüber hinaus fragen wir nach den Arbeitsweisen der jeweiligen Autoren und den Begründungen der Juroren – und wollen so einen Beitrag leisten zur Diskussion: Was macht Qualitätsjournalismus heute aus? *Annette Milz*

Zuletzt sind u. a. erschienen:

„Axel-Springer-Preis“,
„Helmut-Schmidt-Preis“

Nachbestellungen unter

vertrieb@mediummagazin.de
oder www.newsroom.de
(Rubrik „Shop“)

IMPRESSUM: **Redaktion:** Annette Milz (Chefredakteurin, V. i. S. d. P., Frankfurt/Main), Im Uhrig 31, 60433 Frankfurt/Main, Tel. +49/69/95 29 79-44, E-Mail: redaktion@mediummagazin.de. **Interviews:** Daniel Kastner, Senta Krasser, Matthias Thiele, Annette Walter, Katy Walther. **Verlag:** Johann Oberauer GmbH, 83381 Freilassing. **Zentrale:** Fliederweg 4, A-5301 Salzburg-Eugendorf, Tel. +43/6225/27 00-40, E-Mail: vertrieb@mediummagazin.de. „Best of ...“ wird gemeinsam herausgegeben von „medium magazin für Journalisten“ und „Der Österreichische Journalist“. Die Auswahl der Preise in der „Best of ...“-Reihe obliegt allein der Redaktion. Die Preisstifter ermöglichen das Erscheinen durch einen Deckungsbeitrag.